

Kristijonas Donelaitis im Kontext des Königsberger Jahrhunderts

Eine theologiegeschichtliche Lektüre

Ulrich Schoenborn

In Diskursen zur Literatur- und Geistesgeschichte der Frühen Neuzeit ist häufig vom „Königsberger Jahrhundert“¹ die Rede. Damit sind die Impulse gemeint, die von Johann Christoph Gottsched, Johann Georg Hamann, Johann Gottfried Herder, Immanuel Kant, Theodor Gottlieb von Hippel d. Ä., aber auch von theologischen Denkern im 18. Jahrhundert ausgegangen sind. Kant nannte „Königsberg am Pregelflusse ... einen schicklichen Platz zur Erweiterung sowohl der Menschenkenntnis als auch der Weltkenntnis ... , wo diese, auch ohne zu reisen, erworben werden kann“². In dem geistigen Horizont dieser Stadt sind die Fundamente für das theologische Selbstverständnis und die Sprachsensibilität des Kristijonas Donelaitis gelegt worden, die sein literarisches Werk profiliert haben.

Die Suche nach den Wurzeln der theologischen Existenz des Kristijonas Donelaitis beginnt mit einem Dokument als Wegweiser. Es folgen Stichworte zum sozio-kulturellen und politischen Kontext. Etwas ausführlicher wird das Phänomen „Pietismus“ behandelt. Nach diesem Auftakt kommen die Königsberger Verhältnisse zur Sprache, exemplarisch an Person und Werk von Franz Albert Schultz vorgestellt. Daran schließt sich der Versuch an, die theologische Perspektive des Donelaitis als Resonanz eines weisheitlich verorteten Denkens zu verstehen.

1. Der Bildungskontext

Donelaitis hatte seit 1731 in Königsberg die Domschule auf dem Kneiphof besucht, deren Curriculum sich an dem des Friedrichkollegs orientierte, der „Keim- und Werbezelle“ des Pietismus³ in (Ost-)Preußen. Direktor der Dom-

¹ Vgl. **Robert Albinus**, Lexikon der Stadt Königsberg Pr. und Umgebung, Leer 1985, 170. Eine gute Einführung in exemplarische Biographien gibt **Jürgen Manthey**, Königsberg. Geschichte einer Weltbürgerrepublik, München 2006.

² **Immanuel Kant**, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefasst, Vorrede, in: Werke, Bd. 6, hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1960, 400; vgl. auch **Manfred Kühn**, Kant. Eine Biographie, München 2004, 77.

³ **Gerhard Kessler**, Daniel H. Arnoldt und der Pietistenkreis in Königsberg, in: Altpreussische Geschlechterkunde 7, 1934, 9-24; 11; vgl. ferner **Gustav Zippel**, Geschichte des königlichen Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg i.Pr., Königsberg Pr. 1898; **Heiner F.**

schule war zu jener Zeit *Daniel Salthenius* (1701-1750), einer der pietistischen Theologen in der Stadt. Man kann voraussetzen, dass Donelaitis in den Bereichen der Christlichen Überlieferung und der antiken Tradition bestens ausgerüstet war, als er 1736 an der Albertina immatrikuliert wurde. Er hatte also die Zulassungsbedingungen für die Universität erfüllt, die ein königlicher Erlass vom 25. Oktober 1725 wie folgt definierte:

„Insbesondere muß niemand ex prima Classe ad Academica dimittiret werden, der nicht einen etwas schweren Auctorem als Curtium und Orationes Ciceronis Selectas ziemlich geläufig expliciren und eine kleine Oration absque (= ohne) vitiis grammaticis machen, auch was Lateinisch geredet wird, notdürftig verstehen könne, dabei aus der Logic das vornehmste aus der Doctrina Syllogistica und das allernothwendigste aus der Geographie, Historie und Epistolographie inne habe, imgleichen der nicht wenigstens 2 Evangelisten im Griechischen, als Matthäum und Johannem, und die 30 ersten Capitul des 1. Buchs Mosis im Hebräischen fertig exponiren und beydes ziemlich analysiren könne“⁴.

In Königsberg bewegte er sich im Umfeld einer „aufgeklärten Frömmigkeit“, wie sie der Theologe, Philosoph und Schulpolitiker *Franz Albert Schultz* (1692-1763) vertrat. Gleichzeitig besuchte er das Litauische Seminar⁵, das auf die Arbeit in den Gemeinden Preußisch-Litauens vorbereitete. Auf die Königsberger Zeit folgte bekanntlich der Schuldienst in Stallupönen (1740-1743).

Eine wichtige Spur, die zu den Wurzeln der theologischen Existenz des Donelaitis führt, findet sich in einem Dokument⁶ aus dem Jahr 1743. Auf den ersten Blick sieht es aus wie ein verwaltungstechnischer Vorgang. Doch signalisiert das Schreiben mehr. Führende Theologen der Königsberger Fakultät be-

Klemme, Die Schule Immanuel Kants. Mit dem Text von Christian Schiffert über das Königsberger Collegium Fridericianum, Kant-Forschungen 6, Hamburg 1994.

⁴ Zitiert bei **Kühn** (wie Anm. 2), 82. – Im Hintergrund dieser pädagogischen Forderungen stehen die halleschen „Bildungs-Ziele“. Vgl. **Wolfgang Martens**, Hallescher Pietismus und Rhetorik. Zu Hieronymus Freyers Oratoria, in: **ders.**, Literatur und Frömmigkeit in der Zeit der frühen Aufklärung, Tübingen 1989, 1-23; **Volker Lenhart**, Protestantische Pädagogik und der „Geist“ des Kapitalismus, Frankfurt/Main u.a. 1998, 3ff; 69ff.

⁵ Zum Litauischen Seminar vgl. **Walther Hubatsch**, Geschichte der evangelischen Kirche Ostpreußens. Band I., Göttingen 1968, 195ff. **Danuta Bogdan**, Das Polnische und das Litauische Seminar an der Königsberger Universität vom 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Nordostarchiv 3, 1994, 393-427; **Christiane Schiller**, Die Litauischen Seminare in Königsberg und Halle. Eine Bilanz, in: Nordostarchiv 3, 1994, 375-392.

⁶ Nach: ><http://www.mab.lt/Donelaitis><; (11.02.2013). Das Original befindet sich im Preussischen Staatsarchiv (GStA PK, XX.HA EM Abt., 55d, no. 915).

scheinigen, dass Donelaitis in dogmatischer und praktisch-theologischer Hinsicht geeignet sei, die Pfarrstelle in Tolmingkehmen⁷ zu übernehmen und seiner Ordination nichts im Wege stehe.

Seit 1718 galt eine königliche Anordnung, wonach niemand ohne ein „testimonium pietatis et eruditionis“ mit einem Pfarramt betraut werden dürfe. Anfänglich wurde das Zeugnis von den Theologen *Heinrich Lysius* (1670-1731) bzw. *Abraham Wolff* (1680-1731) und *Georg Friedrich Rogall* (1701-1733), führende Vertreter des Pietismus in Königsberg, ausgestellt⁸.

⁷ Das Dorf lag am Nordrand der Rominter Heide. Der Ortsname setzt sich aus den litauischen Worten „toli“ = „fern“ und „kiemas“ = „Bauerndorf“ zusammen. Vgl. **Hermann Buddensieg**, in: Kristijonas Donelaitis, *Die Jahreszeiten*, München 1966, 133.

⁸ Heftiger Widerstand gegen diese Regelung kam vor allem von Seiten der „kirchlich-konservativen Lutheraner“. Dieses Etikett ist m.E. geeigneter als „orthodox bzw. Orthodoxie“. Denn auf dem Spiel standen weniger dogmatische Meinungsverschiedenheiten, als vielmehr die Frage, wer hat die Macht in Theologie und Kirche. So auch **James Jakob Fehr**, *Ein wunderlicher nexus rerum. Aufklärung und Pietismus in Königsberg unter Franz Albert Schulz*, Hildesheim 2005, 68ff.

Kraß d. 25. März 1743.

Allerdürftigsten Großmühsigsten
 König
 Allergnädigster Herr!

Auf Euerer König. Mächtig. allgütigen Wohlthun
 4. Suppl. bringen Ich zu der Eueren Wohlle
 in Solmanngerechten Landesherrn in Stalku
 pöcheren Donaleitio in allergnädigsten
 (Kriegs)lag; in die mit dem vorerwähnten
 Eueren Befehl

Euerer König. Mächtig. Herr

Königsberg 1743.
 d. 19. März

Allerdürftigster
 Großmühsigster
 Herr: Theof. p. l. Thoms. F. Altholthoff
 Joh. Keimil. G. J. J. J.
 Joh. Dav. Kuyperd.
 van. L. L. L. L.
 Van. H. H. H. H.

Abb. 1

vorgelegt d. 25. martii 1743

Allerdurchlauchtigster großmächtigster
König

Allergnädigster Herr!

Auf Eurer Königlichen Majestät allergnädigsten Befehl vom
4. huius bringen wir zu der Pfarrstelle
in Tolmingkehmen den Rectorem in Stallu-
pöhnen Donaleitis in allergehorsamsten
Vorschlag, die wir mit unverbrüchlicher
Treue beharren.

Eurer Königlichen Majestät

Königsberg 1743

allerunterthänigste

d. 19. Martii

Christoph Langhansen Dr.
Fac. Theol. p.a: Decanus

Fr: Albert Schultz

Joh: Heinrich Lysius

Joh: Dav. Kypked

Dan: Salthenius

Dan: Henr. Arnold

Unterschrieben haben am 19. März 1743 als Dekan *Christian Langhansen* und die Professoren *Johann Heinrich Lysius*, *Johann Daniel Kypke*, *Daniel Salthenius*, *Franz Albert Schultz* und *Daniel Heinrich Arnoldt*. Es fehlt die Unterschrift von *Johann Jacob Quandt*, dem Kopf der konservativen Gegen-Partei. Alle zuvor Genannten gehörten der pietistischen Fraktion an, hatten enge Kontakte zu August Hermann Francke in Halle und beeinflussten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das kirchliche, schulische und akademische Leben im Sinne ihrer religiösen Überzeugung. Donelaitis hätte vor diesem Gremium nicht bestehen können, wenn er ein kirchlich Konservativer gewesen wäre. Auf diesen für seine berufliche Karriere wichtigen Vorgang kommt er in späteren

Eintragungen in die Tolmingkehmer Kirchenbücher zu sprechen⁹. Die erste Notiz schließt er mit einem Gebet, das sein christologisch ausgerichtetes Amtsverständnis zur Sprache bringt und dem Geist des Königsberger Kreises entspricht:

„Herr Jesu, du großer Hirte der verlohrenen Menschen, ich will Hirte und Lamm seyn. Hirte meiner anvertrauten Gemeine; ein Lamm aber unter deinem Hirtenstabe. Ich gestehe, dass ich schwach bin in meinen Kräften, aber das weiß ich auch, dass du stark genug bist, und gerne deine Kräfte den schwachen mitheilen wilt. Das ist es, warum ich dich heute gebethen. Mein Heyland, laß doch alles in die Erfüllung gehen. Erhöre auch gnädiglich alles, was die gantze Gemeine vor mich ausgebohten und laß mich künftig hin in allem meinem Forhnehmen spühren, dass du heute alle Seufzer deiner Kinder gemerket hast. Nun amen, ich gehe hin, wo du mich heute hingsendet hast. Komm mit mir, amen“¹⁰.

Donelaitis begann also seinen Weg im Horizont des Königsberger Pietismus, profilierter Zweig jener religiösen Reformbewegung, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem mächtigen Kulturfaktor in Preußen und zu einer wirkungsvollen Stütze des Staates aufgestiegen ist. Als er 1743 in sein Amt eingeführt wurde, zeichneten sich aber schon Veränderungen ab, die den theologischen und philosophischen Diskurs mit neuen Akzenten versehen sollten.

2. Stichworte zum religions- und sozialgeschichtlichen Prätext.

2.1 Seit der Entstehung 1524 hatte das Herzogtum Preußen im lutherischen Protestantismus seine konfessionelle Basis, der sich Landadel, Bürger und Bauern verpflichtet fühlten. Doch kamen 1613 mit der Konversion des brandenburgischen Fürstenhauses unter Kurfürst Johann Sigismund zum Calvinismus¹¹ neue Faktoren in Kirche und Politik zum Zuge. Im kirchlichen Bereich herrschte ein paradoxer Zustand, insofern ein calvinistischer Landesfürst als

⁹ Vgl. **Kristijonas Donelaitis**, Raštai, hg.von Kostas Korsakas, Vilnius 1977, 412f. – Der Leipziger Ethnologe Franz Tetzner hat u.a. die Kirchbauakten und das Taufregister des Kirchspiels Tolmingkehmen transkribiert und so wichtige Zeugnisse des K. Donelaitis der Forschung erhalten (veröffentlicht in der Altpreußischen Monatsschrift 1896, 1897, 1899 und 1914).

¹⁰ **Donelaitis** (wie Anm. 9), 522. Donelaitis begann seine Eintragungen 1743 auf Seite 188 der Kirchenbücher; vgl. Abbildung Nr. 21 in: **Lutz F.W.Wenau**, Der Pfarrerdichter von Tollmingkehmen und seine Zeit, Lilienthal 1996, 38. Weitere Gebetstexte bei **Donelaitis** (wie Anm. 9), 448f; 450; 465; 522; 523; 524.

¹¹ Vgl. **Ulrich Schoenborn**, Der Calvinismus im Herzogtum Preußen. Interdependenz und Transformation in religionsgeschichtlicher Perspektive, Norderstedt 2011.

„summus episcopus“ der lutherischen Landeskirche vorstand. Weil die reformierte Minderheit nachhaltige Förderung erhielt und der Landadel um seine Privilegien fürchtete, regte sich in der Bevölkerung politischer Widerstand. Theologische Auseinandersetzungen zwischen den Konfessionsparteien bestimmten das geistige Klima. Die Landesherren ihrerseits bemühten sich um Kirchenfrieden in Preußen („Freiheit der Religionsausübung“¹²), zumal das Land aufgrund seiner Ressourcenarmut, der unterentwickelten Verwaltung und religiösen Erstarrung nach Reformen „schrie“.

2.2 Die preußisch-litauischen Grenzdistrikte galten Anfang des 18. Jahrhunderts immer noch als „Wildnis“. Von Stadtkultur konnte bis auf Königsberg kaum die Rede sein. Die wenigen Städte außerhalb Königsbergs (Memel, Insterburg, Ragnit, Tilsit, Goldap) hatten allenfalls eine begrenzte Verwaltungsfunktion¹³. Seit seiner Krönung 1701 sah es König *Friedrich I.* als vorrangige politische Aufgabe an, den nordöstlichen Teil seines Herrschaftsreichs in den staatlichen Verwaltungszusammenhang einzubeziehen und durch kulturelle Förderung zu entwickeln. Doch die königlichen Vorhaben kamen nicht vom Fleck. Missernten führten 1708 zu einer Hungernot. Dann brach 1709, von Livland her kommend, die Pest aus und forderte Tausende von Opfern. Besonders betroffen waren die litauischen Gebiete. Im Amte Insterburg starben allein über 60 000 Menschen. Nach einer kurzen Pause brach die Pest noch einmal aus. „Von der Bevölkerung Ostpreußens, die auf 600 000 Menschen geschätzt wurde, sollen 241 171, also rund 40 %, an der Pest gestorben sein“¹⁴. Umgehend wurden Maßnahmen in Gang gesetzt, damit das Land wieder „unter Kultur“ käme. Der Bevölkerungsschwund sollte durch gezielte

¹² Vgl. **Klaus Deppermann**, Der hallesche Pietismus und der preußische Staat unter Friedrich III. (I.), Göttingen 1961, 21ff: „Der Staat und die religiöse Toleranz“.

¹³ Adelsgüter gab es nur wenige. Der Großteil des Landes war königlicher Grundbesitz („Domanium“). Steuertabellen vom Jahre 1701 für das Königreich Preußen belegen, dass die bäuerliche Bevölkerung Preußen-Litauens den größten Anteil in der Statistik ausmachte. „Von insgesamt 54 428 für das Domanium scharwerkenden ostpreußischen Bauern saßen 30 092 in den litauischen Domänenämtern. Von insgesamt 68 504 ostpreußischen Jungen, Mägden und Bauernkindern arbeitete mehr als ein Drittel, nämlich 24 451 in Preußisch-Litauen“ (**Fritz Terveen**, Gesamtstaat und Retablissement. Der Wiederaufbau des nördlichen Ostpreußen unter Friedrich Wilhelm I 1714-1740, Göttingen/ Frankfurt/ Berlin 1954, 11).

¹⁴ **Terveen** (wie Anm. 13), 18. – Die Zahl der Einwohner in Königsberg wird für 1700 auf ca. 40 600 geschätzt, für 1739 auf ca. 56 000 und für 1785 auf ca. 60 000 (vgl. **Bernd Dörflinger [Hg.]**, Königsberg 1724-1804. Materialien zum politischen, sozialen und geistesgeschichtlichen Hintergrund von Leben und Werk Immanuel Kants, Hildesheim 2009, 109).

„Repeuplierung“ ausgeglichen werden. So kamen seit 1712 vermehrt „Ausländer“ (u.a. Schweizer, Magdeburger, Halberstädter, Nassauer¹⁵) ins Land und wurden zur Ansiedlung in die entvölkerten Regionen gewiesen. 1732/33 wurden ca. 15 000 Salzburger Glaubensflüchtlinge in (Ost-) Preußen aufgenommen. Wie die allgemeine Verwaltung wurde auch das Kirchenwesen in den Reformprozess einbezogen. Dabei setzte der König auf den innovativen Geist des Pietismus und übernahm dessen Motto: ‚Weltveränderung durch Veränderung der Menschen‘¹⁶. Dieser Beweggrund wurde durch ein politisches Motiv verstärkt. Es ging um die Durchsetzung der politischen Zentralgewalt bzw. um ein Zurückdrängen des ständischen Einflusses. „Die brandenburgische Regierung bevorzugte die Pietisten ..., um die mit dem Ständetum verbundene lutherische Orthodoxie zurückzudrängen“¹⁷. So verwundert es nicht, dass die Verbindung des Berliner Hofes mit dem Pietismus, in Sonderheit halescher Provenienz, die Politik über Jahrzehnte geprägt hat.

2.3 Um inhaltliche Missverständnisse¹⁸ auszuschließen, soll in diesem Zusammenhang das kultur- und theologiegeschichtliche Phänomen des „Pietismus“ genauer betrachtet werden.

Im Verlauf des 17. Jahrhunderts wurde der europäische Protestantismus von einer Krise¹⁹ seiner Frömmigkeit erfasst. Als Reaktion darauf entstand der sog.

¹⁵ Zwischen 1713 und 1740 kamen ca. 160 000 Migranten nach Preußen.

¹⁶ Kennzeichnend für die religiöse Dimension seines politischen Handelns ist das bekannte Dictum (1722): „Wenn ich baue und verbessere das Land und mache keine Christen – so hilft mir alles nicht“.

¹⁷ **Martin Brecht**, Art. Pietismus, in: TRE 26 (1996), 608-631; 614. Vgl. **Kühn** (wie Anm. 2), 90: „Der Konflikt zwischen den Pietisten und den Orthodoxen war Teil des politischen Kampfes zwischen den Kräften der Zentralregierung in Berlin und den Lokalbehörden sowie dem Adel in Königsberg“. Ferner **Carl Hinrichs**, Preußentum und Pietismus: Der Pietismus in Brandenburg-Preußen als religiös-soziale Reformbewegung, Göttingen 1971; **Deppermann** (wie Anm. 12), 172-179: „Die Bedeutung des Bündnisses zwischen dem haleschen Pietismus und dem preußischen Staat“.

¹⁸ M.E. reicht es nicht, sich mit dem Gedicht des Leipziger Poesieprofessors *Joachim Feller* (1638-1689) als Erklärung zu begnügen: „Es ist jetzt Stadt-bekannt der Nahm der Pietisten;/ Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studirt/ Und nach demselben auch ein heiliges Leben führt“. Zitiert z.B. in: **Martin Brecht (Hg.)**, Geschichte des Pietismus. Band I., Göttingen 1993, 4. Es reicht deshalb nicht, weil der Text das Phänomen auf zwei Details reduziert, wesentliche Elemente ausblendet und modernen Eintragungen (Stichwort: Evangelikalismus, Fundamentalismus o.ä.) Vorschub leistet. Im Übrigen ist der Text wesentlich umfangreicher.

¹⁹ Vgl. **Deppermann** (wie Anm. 12), 12ff: „Die Krise der lutherischen Orthodoxie im 17. Jahrhundert“; **Johannes Wallmann**, Zur Frömmigkeitskrise des 17. Jahrhunderts, in: Pietismus-Studien. Gesammelte Aufsätze II, Tübingen 2008, 118-133.

„Pietismus“, neben dem englischen Puritanismus die bedeutendste religiöse Erneuerungsbewegung seit der Reformation. „Den“ Pietismus gibt es nicht²⁰. Kennzeichnend für das historische Phänomen ist vielmehr die Vielfalt der Auffassungen, Aktivitäten und Verhaltensweisen. Dazu einige Stichworte zu Zielsetzung und inhaltlichen Schwerpunkten: Verinnerlichung des Christentums; selbständige Beschäftigung mit dem Evangelium; Bekehrung; Weltverwandlung durch Menschenverwandlung; Erneuerung des Pfarrerstandes; Laienprinzip; Sammlung der Willigen; Vorrang des Tuns und Lebens vor dem bloßen Wissen; chiliastische Erwartungen. Umfangreich war auch der Katalog der Hindernisse auf dem Weg zu individueller Heilsgewissheit: Eloquenz, das Galante, gespreizte Inszenierungen, der schöne Schein, zerstreue Tätigkeiten, Curiositas, Ruhmsucht. Menschen, denen die theologischen Dispute und formelhaften Diskurse der Institution Kirche nicht mehr genügten, trafen sich in Privathäusern zu Andacht, Gebet und Bibelstudium. Sie lehnten das Gewohnheitschristentum bzw. ein obrigkeitlich gelenktes Kirchenwesen ab. So entwickelte sich auch in (Ost-)Preußen neben der Amtskirche eine alternative Bewegung des Protestantismus.

Mit der Hinwendung zum „frommen Subjekt“ bzw. dem Streben nach individueller Frömmigkeit wurden Kräfte freigesetzt, die auf das Weltbild und das Selbstverständnis einwirkten. Die ‚religiöse Individualisierung‘ äußerte sich in Selbstbeobachtung, Gewissenserforschung und rationaler, die Zeit sorgsam ausnutzender Lebensführung²¹. Dazu trat der Glaube an die Verbesserungsfähigkeit der Welt-Zustände. Besondere Aufmerksamkeit wurde der emotionalen Dimension (Affektkultur) und der Lesekompetenz²² gewidmet.

Zeitgleich vollzog sich auf philosophischem Gebiet eine Abkehr vom herrschenden Aristotelismus. Die Autoritäten hießen nunmehr Descartes und in Deutschland Christian Wolff. Insofern kann der Pietismus mit Recht eine „religiöse Spielart der Frühaufklärung“²³ genannt werden. Gottes Barmherzigkeit

²⁰ Der Begriff „Pietismus“ wird meist mit Philipp Jakob Speners Werk „Pia Desideria“ (1675) in Verbindung gebracht. Bevor „Pietismus“ die Rolle einer Selbstbezeichnung übernahm, zirkulierte es im Frankfurter Raum als abfälliges Urteil im Sinne von „Frömmelei“.

²¹ Vgl. **Johannes Wallmann**, Art. Pietismus, in: RGG⁴ VI (2003), 1344.

²² Es gilt festzuhalten, dass der Pietismus den „kommunikationsstrategischen Modernisierungsschub“ bewusst aufgenommen und genutzt hat. **Albrecht Beutel** verweist auf die aktualisierenden Medien wie Traktate und Journale aber auch auf diskursive Wahrheitsvermittlung (Kasualrede); (Aufklärung in Deutschland, Göttingen 2006, 229ff). Für vertiefende Studien sei **Martin Gierl**, Pietismus und Aufklärung. Theologische Polemik und Kommunikationsreform der Wissenschaft am Ende des 17. Jahrhunderts, Göttingen 1997 genannt.

²³ **Beutel** (wie Anm. 22), 229.

hat nicht nur die Gnade der Bekehrung und permanenter Buße ermöglicht. Qua „Wille“ „kooperierte“ der Glaubende mit seinem Schöpfer im Projekt „Lebensgestaltung“.

Damit ist angedeutet, dass im Pietismus weder Weltflucht noch Wissenschaftsfeindlichkeit intendiert waren, sondern die universale Geltung lebensweltlichen Engagements²⁴. Die Praxis „innerweltlicher Askese“ (Max Weber) mit Betonung gemeinschaftsbezogener Tugenden und Ablehnung egoistischer Triebe gab der religiösen Reformbewegung eine asketische Ausrichtung. Darin lag eine Verwandtschaft mit dem Calvinismus. Möglicherweise war das ein Grund für die große Akzeptanz des Pietismus in Brandenburg-Preußen.

Nachhaltigen Ausdruck hat der Pietismus in der halleschen Pädagogik gefunden. Nach den Vorstellungen von August Hermann Francke hatte Erziehung zwei Ziele zu verwirklichen: Hinführen zu „wahrer Gottseligkeit“ und Einführen in „christliche Klugheit“. Letzteres umfasste die Realienfächer des Unterrichts, die praktischen Lebensbereiche u.ä.²⁵. Der Faktor Pädagogik, Schule oder Erziehung war auch in Königsberg das Tor, durch das der Pietismus in die Stadt kam. Die Rede ist von der pädagogischen Initiative, die der Holzkammerer *Theodor Gehr* (1663-1705)²⁶ ergriffen hatte. Empört über die desolate Lage der Kinder in Kirche und Schule und motiviert durch seinen Glauben, gründete er 1698 in seinem Haus eine private Latein- und Armenschule. Unter königliche Protektion gestellt (seit 1701) entwickelte sich das „collegium fridericianum“ zu einem Zentrum pietistischen Denkens und Vorbild²⁷ für das Schulsystem in Preußen. Im Wahlspruch der neuen Schule spiegelte sich nicht nur ein religiöses Programm: „Pietas fundamentum omnium virtutum“.

3. Franz Albert Schultz – Glanzzeit des Pietismus in Königsberg

Um 1730 waren alle Kanzeln der Königsberger Hauptkirchen und die Mehrzahl der theologischen Lehrstühle an der Albertina mit Pietisten besetzt. Die

²⁴ Vgl. **Beutel** (wie Anm. 22), 231; **Lenhart** (wie Anm. 4).

²⁵ Francke hat seine Reformideen über das Erziehungs- und Bildungswesen 1704 in einer ausführlichen Schrift niedergelegt. Vgl. „Der Große Aufsatz“ (Hg. von Otto Podczek), Abh. der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse Bd. 53, H. 3) Berlin 1962.

²⁶ Über Theodor Gehr vgl. **Zippel** (wie Anm. 3), 5-53; **Theodor Wotschke**, Theodor Gehr der Kämpfer, in: Jahrbuch der Synodalkommission, 1933/35, 91-125; **Klemme** (wie Anm. 3), 5ff.

²⁷ Texte zum Tagesablauf im Friedrichskolleg und zu den Unterrichtszielen bei **Dörflinger** (wie Anm. 14), 78ff. Vgl. auch **Klemme** (wie Anm. 3).

königliche Order von 1726, Kirche und Universität „auf hallischen Fuß zu bringen“²⁸ hatte ihr Ziel erreicht. Unter den Theologen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Königsberg war *Franz Albert Schultz* (1692-1763) ohne Zweifel der bedeutendste. Gebürtig war er aus Neustettin²⁹. In Halle hörte er Vorlesungen des Philosophen Christian Wolff, besuchte aber auch die Erbauungsstunden August Hermann Franckes. Beiden hielt er Zeit seines Lebens die Treue. Wie sehr Schultz gerade seinem philosophischen Lehrer verpflichtet war, zeigt eine Äußerung seines späteren Schülers *Theodor Gottlieb von Hippel* (1741-1796): „Dieser gewiß gelehrte Mann lehrte mich die Theologie von einer anderen Seite kennen, indem er in selbige so viel Philosophie brachte, daß man glauben musste, Christus und seine Apostel hätten alle in Halle unter Wolff studirt“³⁰. Während eines Aufenthalts in Königsberg bekam Schultz Kontakt zu pietistischen Theologen (u.a. Heinrich Lysius und Abraham Wolf).

²⁸ Vgl. **Fritz Gause**, Die Geschichte der Stadt Königsberg. Band II, Köln/ Weimar 1965, 117.

²⁹ Über Franz Albert Schultz vgl. **Benno Erdmann**, Martin Knutzen und seine Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte der Wolfischen Schule und insbesondere zur Entwicklungsgeschichte Kants, Leipzig 1876, 22-47; **Zippel** (wie Anm. 3), 83ff; **Klemme** (wie Anm. 3), 21ff; 133; **Götz von Selle**, Geschichte der Albertus-Universität zu Königsberg in Preußen, Würzburg 1956², 137ff; **Wolfdietrich von Kloeden**, Franz Albert Schultz, in: BBKL 17 (2000), 1251-1254; **Kühn** (wie Anm. 2), 55-57; 90-92; 509; 520; **Fehr** (wie Anm. 8), 15ff; **Dörflinger**, (wie Anm. 14), 58; 76; 89; 153.

³⁰ Zitiert bei **Klemme** (wie Anm. 3), 22. Von Hippel stammt auch die Erzählung, dass Wolff gesagt haben soll: „Hat mich je jemand verstanden, so ist’s Schultz in Königsberg“.

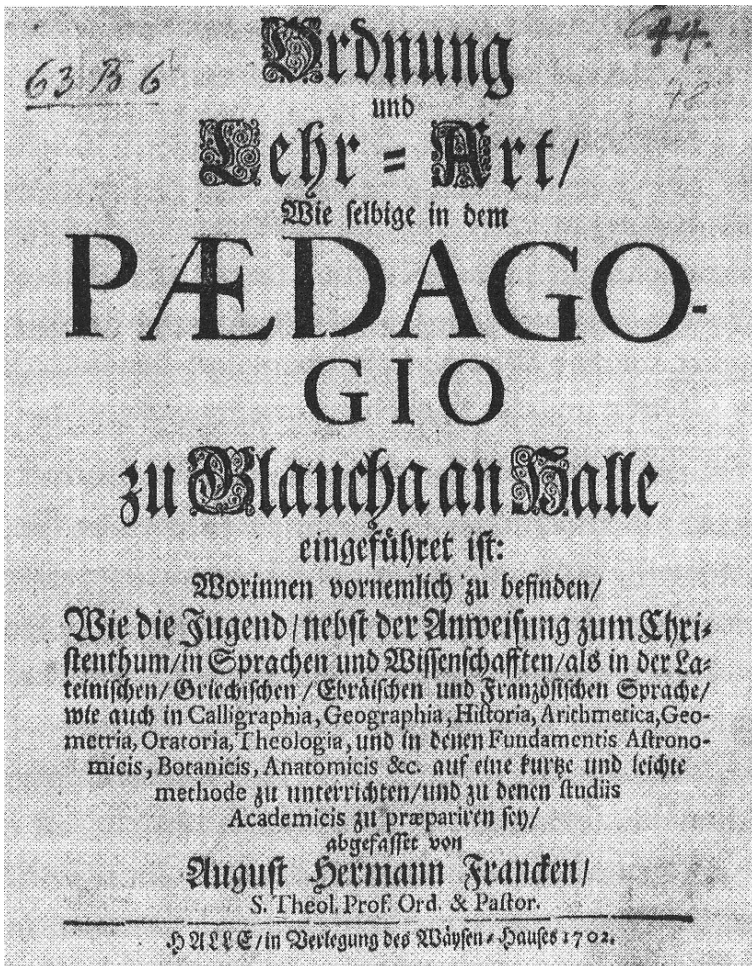


Abb. 2

Unterdessen eskalierte die Kampagne gegen Christian Wolff und erreichte am 8. November 1723 mit dem Verbannungsreskript ihren Höhepunkt³¹. Seine Schriften kamen auf den Index. Schultz hielt sich aus dem Streit heraus.

³¹ Vgl. **Albrecht Beutel**, Causa Wolffiana. Die Vertreibung Christian Wolffs aus Preußen 1723 als Kulminationspunkt des theologisch-politischen Konflikts zwischen halleschem

Am 10. Juli 1731 berief ihn König Friedrich Wilhelm I. auf die Pfarrstelle der Altstädter Kirche in Königsberg, die nach dem Tode von Abraham Wolf vakant geworden war. Für Schultz begann eine erfolgreiche Lebensphase. Mittlerweile gab der Pietismus in weiten Bereichen der Stadt den Ton an. Im November 1731 wurde der ‚Neuankömmling‘ vom König ohne Rücksicht auf die akademischen Regeln zum ersten Professor in der Theologischen Fakultät bestimmt. Der entstehende Konflikt³² wurde dadurch entschärft, dass Schultz seine Dissertation „De concordia rationis cum fide“³³ einreichte und sich darauf beschränkte, im Kollegium der Professoren „Sextus“ zu sein. Im Laufe der Zeit rückte er in der Hierarchie auf und blieb 30 Jahre lang „Tertius“. Ungeachtet der akademischen Konflikte wurde er eine der maßgeblichsten theologischen Persönlichkeiten in der Stadt. Sowohl seine akademischen Vorlesungen als auch sein seelsorgliches Handeln³⁴ wurden sehr geschätzt.

Nach dem Tod von G.F.Rogall am 6. April 1733, bis dahin der Kopf der Pietisten, gingen viele Aufgaben auf Schultz über. Er übernahm das Direktorat im Collegium Fridericianum und baute dessen Modellcharakter aus. Natürlich saß er in der Zulassungskommission für Pfarrer- und Lehrerstellen. Ihm oblag auch der Abschluss des Reformprozesses für das Schulwesen. „Innerhalb von nur 8 Jahren wurden in den ländlichen Gebieten Preußens über 1 500 Schulen eingerichtet, an denen mehr als 100 000 Kinder unterwiesen wurden“³⁵. Er sorgte dafür, dass pietistische Gefolgsleute (u.a. Kypke, Salthenius, Arnoldt) mit wichtigen Funktionen betraut wurden. Souverän und geschickt nutzte er auswärtige Beziehungen, um seine Pläne durchzusetzen. Die Nähe zur Politik³⁶ bzw. die Gunst des Königs verhalfen seinen Projekten zum Erfolg. Alle königlichen Schul-Verordnungen zwischen 1732 und 1740 trugen seine Handschrift. 1736 erwirkte Schultz eine Verordnung, die Königsberger Theologiestudenten

Pietismus und Aufklärungsphilosophie, in: **ders. (Hg.)**, Reflektierte Religion. Beiträge zur Geschichte des Protestantismus, Tübingen 2007, 125-169.

³² J.J. Quandt, Repräsentant der konservativen Lutheraner, hatte ihn schon bei der Einführung ins Pfarramt persönlich angegriffen und beleidigt; vgl. **Dörflinger** (wie Anm. 14), 58f.

³³ Vgl. **Fehr** (wie Anm. 8), 194ff; 297ff: Text; Auszüge bei **Dörflinger** (wie Anm. 14), 64f.

³⁴ Vgl. **Zippel** (wie Anm. 3), 85. - Kants Mutter, Anna Regina Kant (geb. Reuter; 1697-1737), hat die Bibelstunden von Schultz regelmäßig besucht, und dieser hat den Schüler Kant, der von 1732 an im Friedrichskolleg studierte, nach Kräften gefördert. Nach einem Zeugnis des Kant-Biographen Ludwig Ernst Borowski schätzte Kant seinen Lehrer sehr.

³⁵ **Klemme** (wie Anm. 3), 23; vgl. **Fehr** (wie Anm. 8), 44ff.

³⁶ Schultz hatte gute Kontakte zu den Regierungsmitgliedern von Bülow, von Cleinow, Graf Wernigerode und Graf Reichenbach; vgl. **Fehr** (wie Anm. 8), 85 Anm. 99.

von der Auflage, in Halle zu studieren, befreite. Damit war nicht weniger als die Gleichwertigkeit von Halle und Königsberg hergestellt³⁷.

Dass Schultz seit 1737 als Generalsuperintendent für das Kirchenwesen in Preußen die Verantwortung mit J.J. Quandt, dem Repräsentanten der Gegner des Pietismus, teilen musste, war zwar unbequem. Doch Quandt überließ ihm weitgehend das Feld der Praxis. Denn dass das Schulwesen unter Schultz eine sichtbare Verbesserung erfahren hatte, konnte niemand leugnen. Die Kontroverse zwischen Quandt und Schultz war im Übrigen keine theologische. Beide konkurrierten um die Macht in der Kirche. Sowohl Quandt als auch Schultz waren autoritär strukturierte Persönlichkeiten, die eher polarisierten als ihre Umgebung irenisch beeinflussten. Von der persönlichen Rivalität war der Übergang zur positionellen Kontroverse nicht weit. Das zeigt ein Schmähhied aus den studentischen Kreisen Königsbergs:

„Omnes:

Vivat Quandt! Schultz pereat!

Pereant die Pietisten!

Die die Freyheit gantz verwüsten,

Triumphiere theurer Quandt,

Deine Treue ist bekannt,

Schultze ist ein Galgen-Schwengel,

ja der allerschönste Engel,

den der Teufel jetzo hat,

Vivat Quandt! Schultz pereant!

Schultz:

Schreyet, schlaget, hauet, stechet,

seyd bemüht, dass ihr das rächet,

wozu mich mein Ruf verbindt.

Ich erdulds um Christi willen,

dieser Rächer wird mich stillen,

wenn er es mir heylsam findt. –

Omnes:

Vivat Quandt! Schultz pereant!

Kommet, hoffnungsvolle Zeiten,

³⁷ Der freundschaftlichen Verbindung mit Halle hat das keinen Abbruch getan. Das zeigen die umfangreiche Korrespondenz und gelegentliche Reisen nach Halle, die Schultz unternahm. Vgl. **Theodor Wotschke**, Der Pietismus in Königsberg nach Rogalls Tod in Briefen, Königsberg 1929/30.

Schenket uns Glückseligkeiten,
die ein Müdling uns entwandt,
Schützet ferner unsern Quandt;
Öffnet ihm die Siegesthore,
daß die spätre Nachwelt höre,
wie er triumphiret hat,
Vivat Quandt! Schultz pereant³⁸.

Durch Schultz hatte der Königsberger Pietismus ein eigenständiges Profil erhalten, das ihn von dem halleschen Vertreter und den Varianten in Süd- oder Nordwestdeutschland deutlich unterschied. Zum Leidwesen der Kunst liebenden Bürger wurden aber der schönen Unterhaltung und dem Theater enge Grenzen gesetzt. *Cölestin Flottwell*, ein zeitgenössischer Schriftsteller, urteilte, der Pietismus gebärde sich ärger als die Inquisition. Andererseits wurde Schultz gerühmt, weil er als Erster „die formale Verstandesbildung der wolfischen Schule auf den Pietismus“ übertragen habe³⁹. Schon am 16. September 1732 hatte derselbe Autor, *Johann Georg Bock*, in einem Brief an Johann Christoph Gottsched (1700-1766)⁴⁰ von erstaunlichen Veränderungen in Königsberg berichtet: „Sie werden sich nicht wenig wundern, ... dass die Wolfianische Philosophie von den Hallensern selbst nunmehr allhier eingeführt und als die allerbeste jedermann angepriesen wird. Was gedenkt der Herr Bruder von diesen Sachen und dem wunderlichen nexus rerum? Wer sollte sich vor einiger Zeit dergleichen Verwandlung haben vorstellen können?“⁴¹.

Das Jahr 1740 bedeutete für F.A.Schultz eine Zäsur. Denn der neue König, Friedrich II., hegte für Ostpreußen wenig Sympathie und war kein Freund des Pietismus⁴². Auch machte sich im geistigen Horizont Königsbergs ein spür-

³⁸ Zitiert nach **Hartwig Notbohm**, *Das evangelische Kirchen- und Schulwesen in Ostpreußen während der Regierung Friedrich des Großen*, Heidelberg 1959, 188.

³⁹ Zitiert bei **Erdmann** (wie Anm. 29), 25.

⁴⁰ Johann Christoph Gottsched stammte aus Juditten b. Königsberg. Nach seiner Studienzeit (1724: Magister Artium), die ihn u.a. mit J.J.Quandt verband, flüchtete er vor den „Werbem“ für das Militär nach Leipzig. Hier avancierte er 1730 zum Professor für Poetik. In der Folgezeit gab er starke Impulse für das Theater (die Schaubühne als Lehranstalt) und den Literaturbetrieb. Auch auf die theologische Homiletik übte er Einfluss aus. Mit seinen Freunden (Quandt, Bock, Flottwell u.a.) in Königsberg hielt er engen Kontakt und war so über die Ereignisse in der Stadt bestens informiert. Zur Rolle des Frühaufklärers Gottsched vgl. **Manthey** (wie Anm. 1), 95ff.

⁴¹ Zitiert bei **Fehr** (wie Anm. 8), 194.

⁴² So ließ er 1742 im Königreich Preußen die pietistischen Erbauungsstunden verbieten. Friedrich II. nannte die Pietisten „Mucker“, weil sie sich angeblich gegen allen Fortschritt

barer Wandel bemerkbar. Macht und Kraft des Pietismus begannen zu schwinden. „Gesetzlichkeit“ und „geistliche Selbstgefälligkeit“ hatten den religiösen Aufschwung in eine Karikatur verkehrt, von *Luise A.V. Gottsched* (1713-1762) in ihrer Satire „Die Pietisterey im Fischbeinrock“ meisterhaft auf die Bühne gebracht⁴³. Ein Denken unter Ausschluss der Religion sollte alsbald die geistige Führungsrolle übernehmen. „Schultz’ eigentümlich gefärbter Pietismus hatte den Feind, der ihn stürzen sollte, selbst groß gezogen“⁴⁴. Das „Rétablissement“ galt als abgeschlossen, und Schulgründungen waren seit 1742 nicht mehr vorgenommen worden. Schultz schied 1750 aus dem Konsistorium aus, behielt aber Pfarramt, Professur und Direktorat des Friedrichkollegs bis zu seinem Tode am 19. Mai 1763.

4. Versöhnung von Glaube und Vernunft

Eine Grundfrage in der theologischen bzw. philosophischen Diskussion des 18. Jahrhunderts betraf das Verhältnis von Glaube und Vernunft. Schultz präsentiert 1732 mit seiner Dissertation „Concordia Rationis Cum Fide“ eine Antwort auf jene intellektuelle Herausforderung, erarbeitet an der lutherischen Rechtfertigungslehre und apologetisch gegen Religionskritiker (Sozianer bzw. Dippeleaner⁴⁵) gerichtet.

In der lutherischen Tradition war unbestritten, dass die „ratio/ Vernunft“ göttlichen Ursprungs sei und dass ihre Anwendung zu echter Erkenntnis führe. Neben der Wahrheit, zu der die Vernunft den Weg zeige, stehe aber noch die Wahrheit, die durch biblische Offenbarung gegeben wird. Wie verhalten sich nun Weltwissen und Offenbarungswissen zueinander? – Die Lösung besteht in einer subsidiären Inanspruchnahme der Vernunft für die Theologie. M.a.W., es wird eine „duplex dei cognitio“ postuliert, eine „cognitio dei naturalis“ und

sträubten. – Seit den 1740er Jahren wuchs die Zahl der Freimaurerlogen sprunghaft. – Vgl. **Otto van Baren**, Der Zorn Friedrichs des Grossen über Ostpreussen, in: *Altpreußische Monatsschrift* XXII, 1885, 185-217.

⁴³ **Luise A. V. Gottsched**, „Die Pietisterey im Fischbein-Rocke. Oder die Doctormäßige Frau“ (Rostock 1736); hrsg. von Wolfgang Martens, Stuttgart 2010. – Zu dieser Komödie vgl. **Helga Brandes**, in: *Dramen vom Barock bis zur Aufklärung*, Stuttgart 2000, 200-223.

⁴⁴ **Erdmann** (wie Anm. 29), 45; vgl. **Beutel** (wie Anm. 22), 214.

⁴⁵ Zum konkreten Anlass der Dissertation vgl. **Fehr** (wie Anm. 8), 203ff. – Beide Gruppen repräsentieren Typen des religiösen Indifferentismus bzw. des extremen Individualismus, der sich jeglicher doctrina/ Lehre verweigerte, sich damit auch außerhalb des gesellschaftlichen Rahmens stellte. Die Gruppenbezeichnung „Sozianer“ wurde synonym mit „Freygeist“ verwendet. Dass Schultz auch den Hallenser Kollegen (vor allem Joachim Lange) die „Verträglichkeit“ der Wolffschen Philosophie mit pietistischer Theologie zeigen wollte, darf angenommen werden.

eine „cognitio dei revelata“. Somit hat es Theologie mit zwei Erkenntnisquellen zu tun, dem „liber naturae“ und dem „liber scripturae“⁴⁶. Sie ist *rationalis et revelata*⁴⁷. Von diesem traditionellen Hintergrund her argumentiert Schultz. Philosophie und Theologie bzw. Offenbarungswahrheit und Vernunftwahrheit schließen sich nicht aus, sondern ergänzen sich, ja, sind aufeinander angewiesen. Beide Pole, der Glaube und das Wissen, stehen in *concordia* miteinander und bleiben unter Ausschluss des jeweils anderen unvollständig. Die Einsicht in die *concordia* vertieft den Glauben und eröffnet andererseits der Vernunft Wege zur praktischen Anwendbarkeit.

Im Verlauf seines Diskurses (§§ 27-37) führt Schultz einen neuartigen, in Gott gegründeten Weisheitsbegriff ein. „... Weisheit ist die Fähigkeit, alle Dinge aus anderen Dingen zu verstehen und zu beweisen, aber auch die Absichten so einzurichten, dass Handlungen miteinander übereinstimmen“⁴⁸. Das Resultat in diesem Prozess heißt „convenientia“⁴⁹. Die Welt ist vernünftig konstituiert, denn Gott, der vollkommene Weise, ist in sich selbst „convenient“. „Sapiens convenienter vult“ (§ 28).

⁴⁶ Vgl. die Darstellung bei **Beutel** (wie Anm. 22), 211. – In seiner (verloren gegangenen) „Theologia thetico-antithetica“ deklariert Schultz: „duplex habemus principium cognoscendi in theologia: naturam nempe et revelationem (scilicet specialem)“.

⁴⁷ Vgl. **Fehr** (wie Anm. 8), 249.

⁴⁸ § 27: „Sapientem vocamus, qui scit ita cuncta ordinare, ut alia semper ex aliis possint intelligi ac demonstrari“; vgl. **Fehr** (wie Anm. 8), 241.

⁴⁹ Bei dem Begriff „convenientia“ geht es um „die kognitive Übereinstimmung von Begriffen im Sinne der logischen Konsistenz ... unter Ausschluß aller Widersprüche“ (**Fehr** [wie Anm. 8], 250).

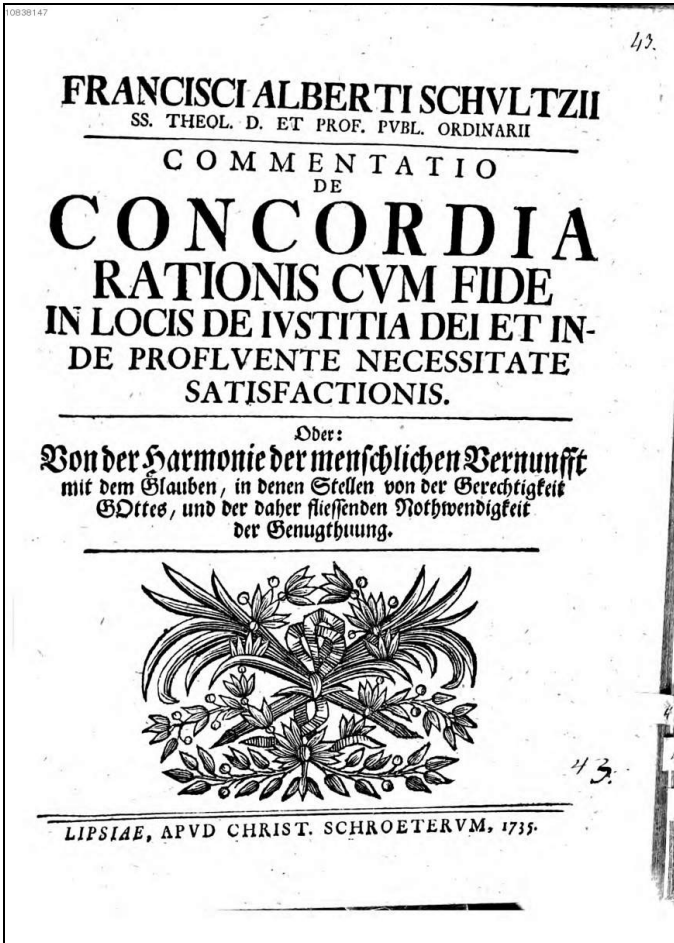


Abb.3

Der Blick auf den realen Zustand der Welt zeigt aber eine Herrschaft der „disconvenientia“, wodurch die Logik des bisherigen Gedankengangs in Frage gestellt ist. Ein Ausweg aus der Aporie deutet sich an, wenn an den guten Willen Gottes erinnert und an die „limitatio creaturarum originalis“ verwiesen wird (vgl. § 37). Gott „hat sich dafür entschieden, die möglichst beste, wenn auch unvollkommene Welt zu schaffen“. M.a.W., hätte Gott nicht einen zureichenden Grund, er hätte das Böse nicht zugelassen. Gegen Ende wird eine

„demonstratio necessariae satisfactionis“ (§§ 38-43) vorgelegt. Die Vernunft lehrt, dass der Mensch von sich aus die „convenientia“ nicht wiederherstellen kann. Es gibt keinen „Kompensationsmechanismus“. „Buße“ sei zwar eine adäquate Reaktion des Sünders, schaffe aber keine Satisfaktion/ Genugtuung. Diese könne nur „aliunde/ von außen“ (§ 41) kommen. Schultz beendet die Dissertation mit diesem Punkt, ohne die Ausführungen zur Satisfaktionslehre gänzlich abzuschließen. Er stellt eine Fortsetzung in Aussicht und deutet eine christologische Perspektive an (vgl. § 43).

Offenbarungswahrheit und Vernunftwahrheit werden also durch den Begriff der *convenientia-Weisheit* miteinander verschränkt. Schon im biblischen Horizont war die „Weisheit“ durch besondere Affinität zu Gott ausgezeichnet. Und in der Wolffschen Philosophie qualifizierte „Weisheit“ die Stimmigkeit der logischen Operationen. Daher war es folgerichtig, „Weisheit“ zum „Lebensideal des gläubigen und denkenden Menschen“ zu erheben⁵⁰. Schultz ging über Wolff hinaus, weil ihn die ethische Relevanz der „Weisheit“ interessierte. Es heißt „Sapiens convenienter vult“ (§ 28). Folglich kann es keine Akzeptanz des Gegenteils/ „disconvenientia“ geben. Dieser Anspruch ergeht an den Menschen, insofern er Geschöpf ist. Er ist aufgefordert, sich an dem zu orientieren, der vollkommen weise ist, weil er „convenienter“ handelt, Gott.

Allen Dissonanzen zum Trotz verpflichten die Orientierung an der göttlichen Weisheit und die geschenkte Möglichkeit ethischen Handelns („Heiligung“) den Menschen, dem Ideal der Vollkommenheit nachzustreben. Er kann tun, was immer schon plausibel war. Die „convenientia-Weisheit“ liefert theoretische wie praktische Hilfestellung⁵¹. So stehen Vernunft und Glauben in einem Verhältnis „gegenseitige(r) Implikation“: „Ohne Vernunft gibt es keinen wahren Glauben, ohne Offenbarung kein gültiges Vernunftsystem“⁵².

Wer bei Schultz in Königsberg Vorlesungen gehört hat⁵³, wird ein reflektiertes Verhältnis zur Vernunft gewonnen und sich der Theologie als „habitus practicus“ verpflichtet gewusst haben. Mit dieser Hypothese wenden wir uns dem Werk des Kristijonas Donelaitis zu.

⁵⁰ **Fehr** (wie Anm. 8), 249.

⁵¹ Vgl. **Fehr** (wie Anm. 8), ibd.: „Weisheit als Ergebnis der Bekehrung führt uns dazu, zum Guten zu neigen und Vollkommenheit anzustreben“.

⁵² **Fehr** (wie Anm. 8), 269.

⁵³ Dass Donelaitis von den vielfältigen Charismata des J.J.Quandt profitiert hat, ohne dessen kirchenpolitische Ambitionen zu teilen, darf vorausgesetzt werden. Galt Quandt doch zu seiner Zeit als excellenter Prediger und Rhetorik-Professor, unterstrichen durch enzyklopädisches Wissen und einen kosmopolitischen Horizont.

5. Gott – Natur – Vernunft: Weisheitlich aufgeklärte Frömmigkeit

Aus den 37 Jahren, die Donelaitis in Tolmingkehmen als Pfarrer gewirkt hat, ist keine Predigt überliefert. Doch enthält sein literarisches Werk (die Jahreszeiten-Dichtung, die Gedichte und Fabeln) sowie die Glossen bzw. Eintragungen in den Kirchenbüchern eine Fülle von pointierten Äußerungen, die als Resonanz der Begegnung mit Franz Albert Schultz gelesen werden können. Dieser referentielle Aspekt ist eng verbunden mit einem intentionalen Gestus. M.a.W., der Blick auf Welt, Mensch und Natur gründet in der Verschränkung von biblischen Elementen (u.a. alttestamentliche Erfahrungsweisheit, prophetischen Redeformen [Klagelied, Scheltrede, Gerichtsrede], apokalyptisches Gemälde, paränetische Zuwendung)⁵⁴ mit „physikotheologisch“ geleiteter Wahrnehmung und vernunftorientierter Logik. Das „literarische Produkt“ zeichnet sich durch intensiven Anrede-Charakter aus. Nicht umsonst vereinte Donelaitis in sich den „Pfarrer“ und den „Dichter“.

5.1 Realismus?

Es gibt wohl keinen Interpreten der „Metai“, der nicht den realistischen Stil des Donelaitis gewürdigt hat. Schon den ersten Übersetzern bzw. Editoren waren die ungeschönten Bilder, die derbe Sprache und die Distanz zur traditionellen Idylldichtung⁵⁵ als etwas Signifikantes aufgefallen. Wer nun im Werk des Donelaitis ethnographische Studien finden will, würde ein ebenso großes Missverständnis produzieren, wie bei der Unterstellung eines einfachen Abbild-Realismus. Es sind gerade die Überzeichnungen und Grotesken, die hermeneutische Signale liefern. „Elemente der Realität werden einseitig abgebildet, verzerrt und zu einem meist komischen neuen Ganzen zusammengefügt, so dass eine Lebenswahrheit aufscheint, die in der Realität so auf den ersten Blick nicht zu erkennen ist“⁵⁶.

Diese Beobachtung von Friedrich Scholz hat Alfred Sproede im Blick auf Ästhetik und Pragmatik der Jahreszeiten-Dichtung vertieft⁵⁷. Dem zufolge stehen

⁵⁴ Vgl. **Klaus Koch**, Was ist Formgeschichte? Methoden der Bibellexese, Neukirchen-Vluyn 1989.

⁵⁵ Vgl. **Buddensieg** (wie Anm. 6), 145: „Die Poeme des litauischen Dichters Donelaitis unterscheiden sich von den Idylldichtungen des 18. Jahrhunderts grundsätzlich“.

⁵⁶ **Friedrich Scholz**, Die Literaturen des Baltikums – ihre Entstehung und Entwicklung, Opladen 1990, 250. Vgl. 247: „Donelaitis' Epos gehört der Gattung des burlesken Epos an und ist durchgehend im niederen Stil geschrieben“.

⁵⁷ **Alfred Sproede**, „Tai margi daiktai! Kad jam plaukai pasišiaušia“. Notizen zur Gattungsproblematik der Jahreszeiten-Dichtung des Christian Donelaitis (Metai 1665/75), in: Baltenslawen-Deutsche. Aspekte und Perspektiven kultureller Kontakte, Festschrift für Friedrich Scholz zum 70. Geburtstag, hrsg. von Ulrich Obst, Münster 1999, 287-308.

die derbe Sprache, die bunten Schwänke, die überbordenden Geschichten⁵⁸ oder das Parodistische⁵⁹ im Dienste eines „sermo humilis“. Vorbild dieser Gattung sind die Evangelien der frühchristlichen Literatur, in denen nicht der Kaiser oder seine Edlen besungen wurden, sondern der Weg des inkarnierten Gottessohnes zu den Armen, Ausgegrenzten und einfachen Menschen im Mittelpunkt stand. Nicht dem Erhabenen galt die Aufmerksamkeit der Autoren, sondern dem, was am Rande stand. Mit einer stilistischen Kehre signalisierten sie eine weltgeschichtliche Wende. Analoges lässt sich nun auch von der Jahreszeiten-Dichtung sagen. Der Dichter focussiert sein Werk auf das Leben der einfachen Bauern und beschreibt den durch nichts zu beschönigenden Alltag mit dem klassischen Versmaß des Hexameters. Dieser Widerspruch zu den herrschenden (und klassischen) Stilkonventionen ist ein hermeneutisches Signal. M.a.W., Donelaitis nimmt biblische Impulse auf, die von Paulus festgehalten wurden und als „Rhetorik der humilitas“ denkenden Menschen zur Verfügung standen⁶⁰. In 1. Korinther 1,18-2,5 entfaltet der Apostel eine Umkehrung der Werte. „... was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er die Weisen zuschanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählt, damit er zuschanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, das da nichts ist, damit er zunichte mache, was etwas ist“ (1, 27f).

5.2 Perspektive der Schöpfung

Donalitus geht in Denken, Urteilen und Schreiben von der Welt als Schöpfung aus, die von einer göttlichen Ordnung durchwaltet ist. D.h., die Wirklichkeit wird mit einem spezifischen Blick gedeutet, aufgrund dessen sich ontologische

⁵⁸ Vgl. nur die Episoden über Hochzeit (Herbst 83ff), Taufe (Herbst 724) und Erntekranz (Sommer 507ff) oder die Erzählungen, die um die Figur des Dotschys kreisen (Herbst 652ff; Winter 193ff; 264ff; 742ff). - Die Texte aus der Metai-Dichtung werden, wenn nicht anders vermerkt, nach der Übersetzung von **Louis Passarge**, Christian Donalitus' litauische Dichtungen, Halle/ Saale 1894 zitiert.

⁵⁹ **Sproede** (wie Anm. 57), 291 verweist auf die „parodistisch verkehrte Lügenpredigt“ des Wachtmeisters (vgl. Sommer 653-710). Nicht zu vergessen die Ironie, mit der die Ungleichheit zwischen den sozialen Schichten relativiert wird; z.B. Frühling 16-18: Flöhe und Mücken machen keinen Unterschied, wen sie beißen bzw. stechen.

⁶⁰ Vgl. auch Donelaitis in seinem Brief vom 16. August 1777, in: **Raštai** (wie Anm. 9), 273ff bzw. **Passarge** (wie Anm. 58), 339ff; grundsätzlich **Erich Auerbach**, Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur, Bern (1946)⁹1994; **ders.**, Sermo humilis. Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter, Bern 1958.

Konsequenzen⁶¹ ergeben. Fundamentalere Bezugspunkt in diesem hermeneutischen Prozess ist derjenige, „der da lebendig macht die Toten und ruft dem, was nicht ist, dass es sei“ (Römer 4,17). Welt, als Schöpfung verstanden, steht für einen sinnvollen und guten Zusammenhang. Alles Geschaffene hat darin seinen Platz.

„O du gütiger Gott, du himmlischer Segenverleiher,
Du hast von Anbeginn, eh’ wir noch zu denken vermochten,
Alles schon ausgedacht, wie unser Anfang zum Leben, ...
Jedem auch zugeteilt, was not thut, nach seinem Bedürfnis;
Hast die Tage der Thränen, die Tage der Freuden bemessen,
Jedem vorausbestimmt das Ziel und die Länge der Tage“

(Winter 624-626 + 629-631; vgl. 618-622).

„Also ordnete Gott einem jeden weislich den Platz an,
Daß als erhabener Fürst der eine den trotzigen Kamm hebt,
Während der andre, im Kot hinwatend, zusammen den Mist kratzt“

(Herbst 467-469).

Als einer sich beklagt, der Bauer würde behandelt „als wär’ er ein Hund nur“, nimmt Selmas das Wort:

„Still, sprach Selmas, wir müssen nicht gleich deswegen verzagen,
Kann doch nichts ohne Gott auf dieser Welt sich ereignen,
Dürfen doch ohne ihn die Herrn der Erde nicht herrschen.
Auch wir Bauern sind arm und geplagt, weil Gott es gewollt hat;
Einer, dem, hochgeboren, der Stuhl der Herren bestimmt ist,
Denke, dass ihn ja der liebe Gott auf denselben gesetzt hat;
Wer dagegen schon bei der Geburt zum Bauer bestimmt ward,
Braucht sich darum noch nicht der bäurischen Schuhe zu schämen,
Wenn er nur ehrlich und treu, wie’s ziemt, seine Arbeit verrichtet,
Und noch mehr, wenn er Gott von Herzen fürchtet und liebet. ...
Darum nur still! Einst kommt ja der Welt ein erhabener Richter,
Welcher vor seinen Stuhl vorladet uns wie die Herren,
Und jedwedem den Lohn, den hier er verdiente, verkündet“

(Winter 468-478 + 493-495; vgl. 513-517; 567; 574-577; 618-622).

„Aber was sollen wir thun? Solang’ wir uns regen auf Erden,
Müssen in alles wir still, wie Gott es füget, uns schicken.
Heißt es ja doch nicht immer uns plagen; es kommen auch Tage,

⁶¹ Vgl. **Gerhard von Rad**, Weisheit in Israel, Neukirchen-Vluyn (1970) 1985³, 378ff.

Wo, nach vergangenem Leid, wir wieder von Herzen uns freuen“
(Frühling 394-397)

Das Gottesbild wird bestimmt von Momenten der Menschenfreundlichkeit, Fürsorge und Güte. Weil „unser aller Anfang“, „Tage der Thränen“ und „Tage der Freude“, der „Platz“ eines jeden auf den „himmlischen Segenverleiher“ zurückgehen, besteht kein Anlass zur Unruhe. Selbst die Herrscher und Herren unterliegen den Weisungen und Fügungen des Höchsten. Der Bibel-Kundige erkennt hier die Spuren von Römer 13. Und Selmas lässt eine Anspielung auf Luthers Kleinen Katechismus einfließen. Dazu in *Winter 493-495* den eschatologischen Vorbehalt gegenüber allem diesseitigen Geschehen⁶². In Donelaitis' Gedankenlinie klingt ein Lied an, das 100 Jahre zuvor *Paul Gerhard* (1607-1676) gedichtet hatte: „Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens! / In ihm ruht aller Freuden Fülle, ohn' ihn mühst du dich vergebens; / er ist dein Quell und deine Sonne, / scheint täglich hell zu deiner Wonne. / Gib dich zufrieden!“⁶³.

Unter göttlichen wie unter kreatürlichen Vorgaben sind alle Menschen gleich. Indes brechen in der *politischen Realität* sofort Spannungen und Widersprüche auf, die den fragilen Zustand einer Klassengesellschaft sichtbar machen. Herren und Knechte, Bauern und Städter, Litauische und Deutsche, dazu die Immigranten. Aus dieser gesellschaftlichen Lage resultiert ein komplexes Ineinander von sozio-kulturellen, ökonomischen, ethnischen und moralischen Faktoren. Donelaitis sieht in den faktischen Verhältnissen nichts Verwerfliches. Erst wenn der Mensch sie egoistisch missbraucht, beginnen die Probleme. „Die Gemüther unter den Menschen sind sehr verschieden, vornehmlich, wenn Unvernunft, Unbilligkeit, Ungerechtigkeit, Zanksucht, Eigennutz und Geitz dazu kommen“⁶⁴.

⁶² Das eschatologische Gerichtsmotiv begegnet häufig und erinnert an die unverfügbare göttliche Gerechtigkeit. Donelaitis rekurriert auf ein Paulus-Wort aus dem 2. Korintherbrief: „Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, damit jeder seinen Lohn empfangen für das, was er getan hat bei Lebzeiten, es sei gut oder böse“ (5,10). Z.B. auch **Raštai** (wie Anm. 9), 523: „Gott gebe allen Fürsten und Königen zu erkennen, daß sie auf Rechnung setzen und einmal Rechenschaft geben müssen“ (vgl. ferner 449; 524).

⁶³ In: Evangelisches Gesangbuch, Stuttgart 1996, Nr. 371 V. 1.

⁶⁴ **Raštai** (wie Anm. 9), 417; vgl. Frühling 200f. – „Frechheit“ ist gleichsam zur zweiten Natur geworden (vgl. Winter 136ff; 172).

5.3 Empathie und Kritik

Mit spürbarer Empathie reagiert Donelaitis auf die gesellschaftlichen Fakten, wenn er die schwere Fronarbeit auf Feldern und Wiesen, in Stall und Scheune schildert.

„Wie abgearbeitet alle!

Oft bei der Arbeit wusch uns der Regen gehörig den Rücken,

Oft auch briet die sengende Glut uns tüchtig den Schädel.

Unabgemachte Grütze war oft der gänzlich Erschöpften

Einziges Kost, dazu ein paar trockene Krusten zum Nagen.

Schlechtes Dünnbier diente zum Trank uns, gemengt noch mit Wasser,

Oft auch Wasser allein, geschöpft aus schlammigen Teichen.

Häufiger Schweiß troff uns vom heißen Antlitz hernieder,

Also, daß über die Nase herunter in Strömen rollte.

Wir Armselige, ach, wie viel doch mussten wir ausstehn!“

(Herbst 361-370; vgl. Frühling 525ff)

„Weißt, mein Bruder, du doch wie's thut, wenn die Sonne herabglüht,

Und in Strömen der Schweiß von dem müden Rücken herabfließt,

Während der Magen schreit, weil leer, nach dem Mittagessen.

Freilich gebührt ihm sein Teil, damit er sich täglich erquicke.

Aber womit kann ein armer Bauer den Leib denn ergötzen,

Wenn ihm ein Krüstchen Brot kaum übrig und trockene Zweige?

Hat er kümmerlich dann genagt die vertrocknete Rinde,

Möchte' er wider den Durst gern trinken ein labendes Tröpfchen.

Aber was trinkt er, da selbst ihm versagt ist das schwächliche Halbbier?

Also eilt er aus Not zur nächsten Pfütze und trinket,

Lang auf dem Boden gestreckt, schwer seufzend, das faulige Wasser,

Drinne sich Käfer und Frösche ergötzen und andres Getier auch“

(Sommer 204-215; vgl. 138ff; 264ff; 305ff; 435ff).

„Donalitus' Bauer ist unterjocht wie der Pflugstier, den er führt“⁶⁵. Weil er die sozialen Verhältnisse, trotz theologischer Deutung, nicht gut heißen kann, ergreift er Partei. Das zeigt sein Loblied auf die Traditionen und Gebräuche der litauischen Bauern (vgl. Sommer 29ff; 503ff; Herbst 99ff; 852ff), deren Pflege dem Pfarrerdichter am Herzen liegen, selbst wenn nur noch eine Minderheit sich daran hält.

⁶⁵ Ulla Lachauer, Tolmingkehmen – ein Ort der Weltliteratur, in: Annaberger Annalen 2, 1994, 7-50; 16.

Seine Parteilichkeit kommt vor allem in kritischen Worten gegen die Oberschicht zum Ausdruck. Z.B. in dem ironischen Ausfall gegen den Adel, wenn er ein auf Latein formuliertes Scholion in leonischen Hexametern zitiert: „Felix parochia, ubi nulla regia via;/ Felicior illa, ubi nulla regia villa;/ At felicissima ista, ubi nullus nobilista“⁶⁶. Mit scharfer Kritik werden die „Herren“ vorgeführt: „Freilich giebt’s überall in der Welt nichtsnutzige Wichte, / Und sie stecken nicht bloß in des Bauers schäbigem Kittel, / Nein aus seidnen Gewändern lacht oft uns entgegen ein Dummkopf“ (Sommer 299-301; vgl. Herbst 257-259; 263-266; 462f; Frühling 210ff). Auch verweigern die Herren die Einsicht, dass sie auf die Arbeitskraft der Bauern angewiesen sind. „Ach wo blieben die Herren, wenn sie uns Bauern nicht hätten,/ Und wenn ihnen die Armen nicht kämen zu Hilfe mit Dünger?“ (Sommer 282f; vgl. 487ff; Herbst 473ff). Harsche Kritik wird ebenfalls an die Adresse der Städter gerichtet⁶⁷. Der Protest des Pfarrerdichters gilt der Gottvergessenheit, der Missachtung der Menschenwürde und dem mangelnden Selbstrespekt. In seiner Ablehnung der Zustände in der städtischen Oberschicht steht Donelaitis der prophetischen Kritik im Alten Testament (vgl. z.B. Amos 5f) und den Urteilen Johannes des Täufers (vgl. Herbst 815ff: „Ach ihr Ottergezücht ...“ mit Lukas 3,7ff) bzw. der Apokalypse des Johannes (vgl. Herbst 325ff; 860-873; Winter 153ff) nahe. Gleichwohl war Donelaitis kein Sozialrevolutionär, der zum Umsturz aufgerufen hat. Andererseits bedeutete das nicht, dass er die Bauern auf ein besseres Jenseits vertröstet hat. Im Gegenteil, er war überzeugt von einer veränderbaren Welt und glaubte an eine ausgleichende Gerechtigkeit. Deswegen kommen auch die Schwächen seiner Bauern umbarmherzig zur Sprache. Dumme gibt es auf beiden Seiten (vgl. Sommer 299ff; 487ff; 114ff; 530ff; 597ff; Herbst 185-189; 197ff; 425ff; 570ff; 776ff; Winter 108ff; 165ff).

Gegen die Zweifel an der weltlichen Gerechtigkeit und gegen die Erfahrung von Dissonanzen setzte Donelaitis das weisheitliche Axiom: „Ohn’ Gott kann uns allen/ Kein Härlein je entfallen“⁶⁸. In theologischer Sprache bedeutet das,

⁶⁶ In: **Passarge** (wie Anm. 59), 342. Vgl. die Übersetzung von **Alina Kuzborska** (Deutsche Gedichte von Kristijonas Donelaitis, in: Annaberger Annalen 2005, 170 Anm. 32):

„Glückliches Kirchspiel, wo es keinen königlichen Weg gibt;
Glücklicher aber, wo es kein königliches Gut gibt;
Am glücklichsten, wo es keinen Herren gibt“.

⁶⁷ „O ihr Gottvergessenen, ihr aufgeblasenen Leiber,/ ... ihr ganz Unsel’gen, die ihr die fettesten Speisen, / immer euch Rheinwein füllt in die unersättlichen Bäuche, / Habt ja ganz aufgehört, an Gott und den Himmel zu denken“ (Herbst 309-319; vgl. Sommer 490ff).

⁶⁸ **Raštai** (wie Anm. 9), 274; vgl. 1. Samuel 14,15; Apostelgeschichte 24,37; Matthäus 10,30: „Nun aber sind auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählet“.

dass der „Schöpfer“ zugleich der „Erhalter“ ist und in seiner „providentia“ aller menschlichen Sorge zuvorkommt. Noch pointierter spricht die „Predigt“, die Selmas (= Donelaitis) am Ende der „Wintersorgen“ vorträgt, von der Einbettung der bäuerlichen Lebenswelt in das göttliche Regiment:

„Aber ohn’ deine Hilfe, du himmlischer Vater, vermag ja
Nichts uns werden zu teil, was auch der Sommer verheißet.
Was nützt alle Zurüstung, was Arbeit, was unser Bemühen,
Was hilft der Saatkorb uns, die teuer erhandelte Pflugschar,
Unser Ziehen ins Feld, das sorgsame Streuen der Aussaat?
Alles zerrinnt in nichts, was immer wir thun und beginnen,
Wenn uns von deiner segnenden Hand nicht Hilf’ und Gedeih’n kommt.
Du hast uns ja bewahrt im Lauf’ des verflossenen Jahres,
Du wirst ferner auch uns behüten und wirst uns beschützen.
Was uns der Sommer noch bringt, wir können’s nicht wissen, nicht ah-
nen.
Aber du weißt, was uns not, du hast voraus es berechnet.
Wir einfältige Wesen verstehn nicht dein Ordnen, dein Walten,
Deine Gedanken sind uns ein nicht zu ergründender Abgrund,
Ob wir auch noch so tief in das Dunkel zu schau’n uns erkühlen.
Darum, o Vaterherz, für jegliches, was wir bedürfen,
Sorg’ als ein Vater für uns, wenn wieder der Sommer erscheint,
Und wir auf unserem Feld von neuem uns quälen und abmüh’n“
(*Winter 666-682*)⁶⁹.

5.4 Die Natur als Lehrmeisterin

Das geforderte Vertrauen in eine göttliche Ordnung der Welt bliebe abstrakte Idee, wenn es nicht fortwährend und variantenreich durch die umgebende *Natur* sichtbare Unterstützung gäbe.

Hier offenbart sich das Charisma des Dichters, erkennbar u.a. daran, wie er den stilistischen Baustein der „Fabel“ verarbeitet⁷⁰. Die klassische Gattung der „Fabel“ gehörte ohne Zweifel zum Curriculum in Königsberg und war dem

⁶⁹ Vgl. Großen Respekt hat **Kant** über die Kraft des Glaubens bekundet, den er bei Pietisten wahrgenommen hat: „welcher die Furcht vor Menschen ausschließt und die Begeisterung für seine Lebensaufgabe im Dienste Gottes auch unter den misslichstn Verhältnissen aufrecht erhält“ (zitiert bei **Dörflinger [Hg.]** (wie Anm. 14), 61ff).

⁷⁰ Vgl. **Stephan Kessler**, Die litauischen Idyllen. Vergleichende gattungstheoretische Untersuchungen zu Texten aus Polen und Litauen 1747-1825, Wiesbaden 2005, 235ff.

Studenten durch seinen Rhetorik-Lehrer *Johann Georg Bock*⁷¹ nahe gebracht worden. Dass Donelaitis auf diesem Feld zu Hause war, belegen die sieben, in deutscher Sprache geschriebenen Fabeln⁷². Im Unterschied zur Natur-Idylle dominiert in der Fabel, genauer, in der Tierfabel, die Fauna. Hier werden die Träger der Handlung und ihr Verhalten anthropomorph behandelt. Mit dem erzählten Geschehen führt der Erzähler Typen menschlichen Verhaltens, moralische Stärken wie Schwächen vor. Aus der Erzählweise wird ablesbar, dass der Leserschaft lebenspraktische Einsichten vorgesetzt werden. In der Regel ist eine Lernidee oder „*adhortatio*“ (als pro- oder epimythion) impliziert. Ein gemeinsames Bildreservoir verbindet die Leserschaft und den Text. Auf dieser Grundlage entsteht als Drittes die Notwendigkeit eines Transfers von der Ebene der Fabel auf die Ebene der realen Welt. M.a.W., die Fabel ist didaktisch angelegt und will mit der Wendung zum Leser (resp. Hörer) diesen in einen Applikationsprozess einbinden. Hier begegnet eine Struktur, die auch der protestantischen Predigt eigentümlich ist.

Ein literarisches Strukturelement, das ebenfalls wie ein roter Faden in dem Lehrgedicht begegnet, ist der „*allegorisierende Grundzug*“. „Der Verlauf des Menschenlebens wurde mit der Abfolge der Jahreszeiten in ein Bildverhältnis gesetzt: Frühling – frühe Jugend und Liebe usw.“⁷³. Das Menschenleben wird in Zeit *und* Geschichte verortet. Göttliche Ordnung und Weltverhältnisse stehen in einem Sinnzusammenhang, der am Jahreszyklus ablesbar ist. Bei der Betrachtung der Parallelen ist aber darauf zu achten, wie das zyklische Vorstellungsmodell durch ein lineares bzw. teleologisches Moment korrigiert und präzisiert wird⁷⁴. Also nicht „*ewige Wiederkehr des Gleichen*“ (wie in der Antike), sondern prozessuale Ausrichtung auf ein Ziel, i.e. die Bestimmung des Menschen. Besonders deutlich wird diese metaphorische Verfahrenstechnik in den „*Freuden des Frühlings*“. Hier treten die Bilder in einer doppelten Funktion⁷⁵ auf, als Bedeutungsträger und als Verkörperung einer Idee.

⁷¹ Unter dem Titel „*Der deutsche Äsop*“ veröffentlichte Bock 1743 eine Anthologie von Fabeln.

⁷² Vgl. **Donelaitis** (wie Anm. 9), 40ff bzw. **Passarge** (wie Anm. 59), 29ff.

⁷³ **Kessler** (wie Anm. 70), 240f.

⁷⁴ Der natürliche Jahreszyklus wird überlagert vom Zyklus des Kirchenjahres (vgl. Winter 15f u.ö.), d.h., die Heilsgeschichte tritt an die Stelle des ewigen Werdens und Vergehens. – Dem aufmerksamen Leser bleibt nicht verborgen, dass Donelaitis den Bereich Tod und Sterben kaum anspricht. Von Beerdigungsriten o.ä. handelt er überhaupt nicht.

⁷⁵ Vgl. **Kessler** (wie Anm. 70), 237 Anm. 6: „Es wird ... zweimal dasselbe mitgeteilt“: bildhaft und nicht-bildhaft.

Die „Natur“ übernimmt die Rolle einer „Lehrmeisterin“, insofern die von ihr geborgten Beispiele als argumentative Elemente dienen. Sie sollen einen neuen Blick auf die Lebenswelt eröffnen. Signifikante Parallelen, Analogien werden eingesetzt, damit die Adressaten sich wie in einem Spiegel erkennen. Mensch wie Tier haben im Winter eine harte Zeit (vgl. Winter 53ff; 72ff). Der Frühling dagegen bringt allenthalben neues Leben ans Licht, jedoch nicht das Paradies. „Seht, wie den Vögeln also ergeht es eben den Menschen:/ Frei von Mühsal und Not lebt nichts Erschaffnes auf Erden“ (Frühling 346f; vgl. 525-529).

Aufmerksame „Lektüre“ der Natur als „Buch der Offenbarung“ fördert und vertieft die Gotteserkenntnis. In besonderer Weise zeigt das der begeisterte Aufschwung des „Frühlings“ (1-33; vgl. 336ff). Donelaitis war kein Pantheist. Wie im Schöpfungsdenken des Alten Testaments oder in den Gleichnissen Jesu weisen die Beispielzusammenhänge aus der Natur auf die vertrauensvolle Verbundenheit mit dem Schöpfer (vgl. Winter 636-646 mit den Anspielungen auf Matthäus 6, 25ff: Vögel unter dem Himmel und Lilien auf dem Felde) und wollen die Korrespondenz des Menschen zum göttlichen Handeln festigen. An den Geschöpfen ist adäquates Verhalten abzulesen. „Lern', o nichtiger Mensch, lern', dich mit wenig begnügen,/ Und auch bei besserem Mahl doch nie zu vergessen des Schöpfers!“. Biene und Nachtigall (Frühling 80ff; vgl. 130ff)⁷⁶ bieten sich als Allegorie für gelingendes Leben an. Vom Vogelgesang kann der Mensch lernen, wie in der Doxologie (Lobpreis zu Ehren des Schöpfers) das Dasein zur Erfüllung kommt (vgl. Frühling 63-64; 68; 76-77; 87; 145; 152ff). Im Storch begegnet gleichsam ein weiser Prediger, der die Welt erklärt:

„Als einst der Ew'ge die Welt erschaffen und alles geordnet,
Hat er zugleich beseelt viel tausend lebendiger Wesen,
Und hat jedem bestimmt, was ihm dienet zur Nahrung und Speise:
Giebt es doch überall der Wunder unzäl'ge zu schauen“

(Frühling 171-176).

Der neue Blick auf die Natur führt nicht nur zu gesteigerter Gotteserkenntnis („Deus sive natura“), sondern auch zu befreiender Selbsterkenntnis (J.G.Herder: „Deus sive natura sive homo“)⁷⁷. An die Stelle der Ich-Zentriertheit tritt

⁷⁶ Zur symbolischen Bedeutung der genannten Tiere vgl. **Kessler** (wie Anm. 70), 243; 244f.

⁷⁷ Mit seinem Modell naturreligiöser Erbauung reiht Donelaitis sich in eine religionsphilosophische Tradition ein, die als europäisches Phänomen unter dem Titel „Physikotheologie“ bekannt geworden ist. Die Physikotheologen betrieben Naturerkundung – mit Schwerpunkt auf: sinnliche Erfahrung, geduldiges Beobachten, konzentrierte Betrachtung, staunende Hinwendung zum Kleinen/ Winzigen, systematisches Klassifizieren, exemplarisches Sam-

ein Bewusstsein der „convenientia“, die sich in dankbarem Denken und in vernünftigem Handeln äußert. „Jetzt aber frisch ans Werk, da die göttliche Hand wir erschauen,/ Rühren wir uns, doch gemach, zu vollenden ein Werk nach dem andern!// Aber nur keine Furcht ...“ (Frühling 409-411).

5.5 Conditio humana

So erhebend, so belebend der Dichter die Eingebundenheit in die Natur erfährt, so traurig stimmt ihn die Vergänglichkeit, die sich ungefragt anmeldet. Die Schönheiten des Lebens verfliegen wie ein Traum (vgl. Herbst 25). Sie werden überwältigt von den Dissonanzen und Faktizitäten des Daseins, die sich ungefragt einstellen. Die Natur ist kein Paradies oder Reich der Unvergänglichkeit. „Auch die Felder, wohin wir nur schauen, stehn einsam und trauernd: Ach ihre Schönheit gleicht einem eingesunkenen Grabe./ Längst schon entblätterte Wald und Gesträuch die Göttin des Todes“ (Herbst 35-37; 55-57). Am Anfang seines Lebens hat der Mensch nichts vorzuweisen. Und so verhält es sich mit der „conditio humana“ auch am Ende des Lebens. Sozialer Status, Privilegien, Reichtum usw. können diese Faktizität nicht verdrängen. Begrenztheit, Verglebarkeit, Nichtigkeit usw. bleiben der Grundzug menschlichen Lebens. „Ärmlich beginnt der Mensch; er gafft einfältig ins Blaue;/ Wenn aus finsterner Nacht er ein in die leuchtende Welt tritt,/ Und dann nach Hilfe ruft, vom Traum in der Wiege befangen./ Einer sowohl wie der andre wird ganz in Nacktheit geboren“ (Herbst 451-454; vgl. den ganzen Abschnitt 438-469)⁷⁸.

meln – als Form praxisorientierter Frömmigkeit. Über das vertiefte Studium bestimmter Erscheinungen und einzelner Objekte in der Natur sollte sich der Mensch um so leichter zur Andacht seines göttlichen Schöpfers erheben. Das zeigt z.B. der Titel von Friedrich Christian Lessers „Lithotheologie“: „Natürliche Historie und geistliche Betrachtung derer Steine, als abgefaßt, daß daraus die Allmacht, Weißheit, Güte und Gerechtigkeit des großen Schöpfers gezeuget wird, anbey viel Sprüche der Heiligen Schrift erkläret und die Menschen allesamt zur Bewunderung, Liebe und Dienste des großen Gottes ermuntert werden“ (Hamburg 1735). Aus der Verschränkung von Heiliger Schrift und Naturbetrachtung erwachsen erste Modelle aufgeklärter Epistemologie und Vorformen der Naturwissenschaften. Im Kontext dieser wissenschaftlichen Praxis sind dann auch technische Instrumente u.ä. gebaut worden, um die Naturbetrachtung zu optimieren. Vgl. **Anne-Charlott Trepp**, Von der Glückseligkeit alles zu wissen. Die Erforschung der Natur als religiöse Praxis in der Frühen Neuzeit, Frankfurt/ New York 2009. – In den Umkreis dieses geistesgeschichtlichen Phänomens gehören auch die Dichtungen von Barthold Heinrich Brockes (1680-1747) und Christian Fürchtgott Gellert (1715-1769).

⁷⁸ Mit Hilfe von Genesis 3ff (Adam und Eva) skizziert Donelaitis den mühsamen Lebensweg des Menschen (vgl. Frühling 363ff; 391-397).

Bedrückend ist zumal die Erfahrung von Zeit, Veränderung und Verfall⁷⁹. Angesichts dieser akzidentiellen Lage bedarf der Mensch einer sinnstiftenden Einstellung, die den Widersprüchen des Lebens standhält. Donelaitis greift auf die sog. Erfahrungsweisheit des Alten Testaments zurück und „übersetzt“ deren Grundeinsichten in seine Gegenwart. In direkter Aufnahme von *Psalm 90* öffnet er ein Tor zur Selbsterkenntnis:

„Ach wie so nichtig ist, was immer wir thun und beginnen!
Schwache Geschöpfe sind wir, wie schon sang der heilige Sänger,
Blumen des Feldes gleich, so wachsen wir auf und erbluhnen.
Gleicht doch ein jeder Mensch, wenn geboren, der schwellenden Knospe,
Draus sich ja erst die Blüte, die Hülle durchbrechend, entfaltet,
Bis sie dann, abgebluhnt und des welken Schmucks sich entkleidend,
Frucht ansetzet und reift und so vollendet ihr Dasein.
Also ergeht es auch ganz den armen, elenden Menschen.
Wir in der Wiege hilflos noch weinend, der Herr wie der Bauer,
Zeigen vom künftigen Sein nichts als die geschlossene Knospe.
Aber nachher, wenn die Zeit der Blutenentfaltung herannaht,
Kommt der eine daher vornehm als Junker gesprungen,
Während der andre als Bauernbursche sich baurisch bewegt; ...
Ach, und wie oft, wenn wir noch fröhlich springen und tanzen,
Naht sich der listige Tod und wurgt durch scheuliche Blattern,
Oder entrafft ein kleines Geschöpf durch ein hitziges Fieber. ...
Also siehest du wohl, wie das kurze Leben des Menschen
Gänzlich den Blumen gleicht, die bluhnen und fallen zur Erde“

(Sommer 70-82 + 87f + 94f; vgl. 53-59;
Winter 595ff; 635ff; Herbst 36f; 51; 55ff).

Exkurs: Zur Erfahrungsweisheit im Alten Testament

In der Weisheitsliteratur Israels (Buch der Sprüche/ Proverbien, Kohelet/ Prediger; bzw. in weisheitlich geprägten Texten in Genesis 37; 39-50 (Josephsnovelle), im Buch Hiob, in verschiedenen Psalmen [z.B. Ps 1; 37; 39; 49; 73; 119], in den Prophetenbuchern sowie in der apokryphen jüdischen Literatur) begegnen eminent lebenspraktische Inten-

⁷⁹ Ausdruck findet diese Erfahrung in der Klage über den Verlust der „guten alten Zeit“ und über die Erosion sozialer Plausibilitäten (vgl. Sommer 338ff; 530ff; 579ff; Herbst 325ff; 485ff; 776ff; 873ff; Winter 153ff; 350ff; 391ff; 607ff).

tionen⁸⁰. Verfolgt wird das Ziel, ein adäquates Verhalten Gott und der Gemeinschaft gegenüber einzuüben. Schaden und Unheil sollen vom Lebensvollzug abgewendet und Glück oder Zufriedenheit gefördert werden. Das Wort „Weisheit“ meint, allgemein gesprochen, den sog. „gesunden Menschenverstand“, das intellektuelle Vermögen des Menschen (Einsicht, Erkenntnis, Klugheit, Wissen) bzw. den auf Erfahrung beruhenden Sachverstand (Geschick, Fertigkeit).

Der Weg zur Erkenntnis nimmt seinen Ausgangspunkt bei der alltags-sprachlich dargebotenen Gegenwart. „Besser ein Gericht Gemüse mit Liebe als ein gemästeter Ochse mit Haß“ (Sprüche = Spr 15,17). Charakteristisch ist die Tendenz zum Vorsichtigen und Bedächtigen. Das Schnelle und Überhastete weckt Verdacht. Als vorbildlich wird der „Langmütige“ und Gelassene hingestellt. „Der Langmütige ist reich an Einsicht, aber der Kurzatmige trägt Narrheit davon“ (Spr 14,29; vgl. 15,18 u.ö.). „Weisheits-Sprüche“ deuten eine isolierte Erfahrung bündig. „Sprichwörter/Sentenzen“ verallgemeinern: „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ (Spr 26,27). „Hochmut kommt vor den Fall“ (Spr 16,18). „Mahnsprüche“ (vgl. Spr 22,17-24,22) und „Warnungen“ intervenieren mit „Rat“. „Vergleichssprüche“ („Wolken, Wind und doch kein Regen, ein Mensch, der mit trügerischer Gabe prahlt“ – Spr 25, 14) wirken argumentativ. Ähnlich auch „Evaluations-sprüche“ (A ist besser als B; vgl. Spr 17,1). Mit „didaktischen Fragen“ (vgl. Spr 23, 29f; 30, 4) werden potentielle Adressaten in einen Reflexionsprozess verwickelt, um die „Mechanismen“ der Lebenswelt plausibel zu machen. „Analogien“ thematisieren beispielhafte Verhaltensweisen aus der Natur/ Tierwelt. „Gehe hin zur Ameise, du Fauler ...“ (Spr 6,6ff).

Für Israel war es nur konsequent, das immanente Wirken der Weisheit zu transzendieren und die Wirklichkeit unter Einschluss des Gottesgedankens zu bedenken. Darum steht die „Weisheit“ immer in Beziehung zu JHWH. Er sorgt nicht nur, dass sie zum Ziel kommt. JHWH selbst hat die „Weisheit“ in seinem Schöpfungshandeln verortet (vgl. Spr 3,19f; Hiob 28), d.h., als göttliche Zugabe begleitet sie die Welt und den Lebensweg der Menschen. Die Weisheit spricht den Menschen an:

⁸⁰ Informative Überblicke in TRE, RGG oder ><http://www.bibelwissenschaft.de><. Aus der Fülle der Literatur sei besonders auf die Anm. 61 genannte Arbeit von **Gerhard von Rad** und **Otto Kaiser**, Gottes und der Menschen Weisheit, Berlin 1998; **ders.**, Anweisungen zu einem gelingenden, gesegneten und ewigen Leben. Eine Einführung in die spätbiblischen Weisheitsbücher, Leipzig 2003 hingewiesen.

„Denn wer mich findet, hat Leben gefunden/ und von JHWH Wohlgefallen erlangt. Wer auf mich hört, wohnt sicher/ und ist ruhig vor dem Schrecken des Unheils“ (Spr 8,35; 1, 33). Der „Empfang dieser Gabe“ kommt einem „inspiratorischen Ereignis“ gleich⁸¹. Im Ideal des „Weisen“ versteht das Alte Testament den „gottesfürchtige(n), selbstbeherrschte(n) und entschlossen ans Werk gehende(n) Menschen“⁸². „Gott lieben, das ist die allerschönste Weisheit“ (Sirach 1,15).

Ein Grundgesetz der „Weisheit“ ist der sog. „Tun-Ergehen-Zusammenhang“, ein Phänomen, auf das erstmals Klaus Koch aufmerksam gemacht hat. Zum Ausdruck kommt darin die Überzeugung, dass rechtschaffenenes Tun ein gutes Ergehen zur Folge hat. „Es ist der Rechtliche, der Fleißige, der Maßvolle, der Hilfsbereite, dem dieses sein Gutsein auch selbst zum Guten ausschlägt“⁸³ und umgekehrt böse Taten die entsprechende Sanktion heraufbeschwört. „Siehe, dem Gerechten wird vergolten auf Erden, wie viel mehr dem Gottlosen und Sünder“ (Spr 11,31). JHWH ist der Garant dieser „schicksalwirkenden Tatsphäre“: „Der Herr läßt den Gerechten nicht Hunger leiden; aber die Gier der Gottlosen stößt er zurück“. Oft wird der Zusammenhang auch mit Bildern von „Saat und Ernte“ oder „Samen und Frucht“ beschrieben (vgl. Jesaja 28, 23-29; vgl. Prov 27,23-27).

Israel hat aber auch die Erfahrung gemacht, dass sich organische Lebenszusammenhänge auflösen und soziale Differenzierungen die Plausibilitäten der Lebenswelt in Frage stellen (vgl. Kohelet und Hiob). Persönliches Leid und Erfahrungen von Vergeblichkeit haben Zweifel an der Gleichung von Glück und Gemeinschaftstreue entstehen lassen und eine Krise der Weisheit heraufbeschworen⁸⁴. Vor allem in hellenistischer Zeit haben sich Zweifel und Skeptizismus ausgebreitet. „Der Weise stirbt genauso wie der Tor“ (Kohelet 2,16). Als Reaktion stellten sich assertorische und spekulative Tendenzen ein. Der Glaube an die immanente Gerechtigkeit Gottes erhielt dadurch Unterstützung, dass Gottes Weisheit als verborgene und dem menschlichen Kalkül entzogene präsentiert wurde. Gerade dieser Gott „verdient“ Vertrauen, auch gegen

⁸¹ **Von Rad** (wie Anm. 61), 78.

⁸² **Otto Kaiser**, Art. Weisheit, in EKL² IV (1996), 1247. Vgl. Jesus Sirach 38, 34-39, 11.

⁸³ **Von Rad** (wie Anm. 61), 107; ferner 165ff. Vgl. **Klaus Koch**, Gibt es ein Vergeltungsdogma im Alten Testament? (1952), in: **ders.**, Gesammelte Aufsätze, Bd. 1: Spuren des hebräischen Denkens. Beiträge zur alttestamentlichen Theologie, Neukirchen-Vluyn 1991, 65-103. – Das Phänomen begegnet schon bei Hesiod.

⁸⁴ Vgl. **von Rad** (wie Anm. 61), 131ff.

den Augenschein. Das zeigt der Blick auf die „früheren Geschlechter“ (Jesus Sirach 2,10). „Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg; aber der Herr allein lenkt seinen Schritt“ (Spr 16,9). „Siehe, Gott ist groß, dass wir es nicht begreifen,/ seiner Jahre Zahl ist unergründlich“ (Hiob 36,26). Erkenntnis und Weisheit sind darum als kritische Beigabe der Unerforschlichkeit Gottes bzw. seinem „Geheimnis“ (vgl. Spr 30,1-4a) zugeordnet. Weil aber Gott souverän, weise und gerecht ist, werde er den Weisen und Gerechten in wunderbarer Weise erhalten. Darum gilt die grundsätzliche Aussage: „Die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit“ (Spr 1,7; vgl. Spr 9,10; 15, 33; Psalm 111, 10: „Anfang der Weisheit ist die Furcht JHWH,/ eine gute Einsicht für alle, die es tun“; Hiob 28,28). Mit einer derartigen Theologisierung eines ursprünglich anthropologischen Sachverhaltes kämpft die Weisheitsliteratur Israels für die „Bewältigung des ‚Kontingenten‘“⁸⁵. Welterfahrung und Gotteserfahrung sind in permanenter Interaktion miteinander verbunden. „Wer sein Verhältnis mit Gott in Ordnung gebracht hatte, der steht selbst mit den Steinen des Ackers im Bunde und ist befreundet mit den Tieren des Feldes (Hiob 5, 20ff)“⁸⁶.

Der Zugriff auf biblisch-weisheitliche Denkmuster bei Donelaitis ist offensichtlich. Bisweilen meint man den Ton der skeptischen Weisheit *Kohelets* (vgl. 1,2: Alles ist eitel....) zu hören. Aber anders als beim *Prediger* ist Resignation für Donelaitis nicht der Weisheit letzter Schluss. Bei aller Einsicht in die unabänderlichen Gegebenheiten des Daseins sucht er das Machbare im relationalen Dasein.

„Lern’, o nichtiger Mensch, lern’, dich mit wenig begnügen,
Und auch bei besserem Mahl doch nie zu vergessen des Schöpfers!“
(Frühling 63f; vgl. 145 + 147 + 152f).

„Hat doch von Anbeginn diese Welt, nach verlorener Unschuld,
Nur bei Sorgen und Müh’n sich bereitet die Speisen am Feuer.
Hat Gott nicht verheißen ohn’ unsere Arbeit die Nahrung.
Was ist ein Faullenzler wert in der Welt, und wer immer im Schläfe?
Will sich der hungrige Magen an guten Bissen erfreuen,
Muß sich zuvörderst der ganze Leib brav rühren und regen“
(Frühling 472-477).

Daraus leitet er zu einem zentralen Aspekt über:

⁸⁵ Von Rad (wie Anm. 61), 165.

⁸⁶ Von Rad (wie Anm. 61), 383.

„Alles wird gut dir schmecken und vortrefflich bekommen,
Wenn du nur immer versuchst mit rechtem Maß zu genießen,
Und beim Genusse bedenkst, dass der Tage viele noch warten“
(Herbst 421-423)⁸⁷.

5.6 Was meint Donelaitis, wenn er von „Maß“ spricht?

Wenn Donelaitis den Begriff „Maß“ aufnimmt bzw. die Notwendigkeit des Maßhaltens anspricht⁸⁸ und ihm richtungsweisende Bedeutung für das Dasein der Menschen zuschreibt, klingt bei ihm sowohl die antike als auch die christliche Tradition an. *Augustin* z.B. schreibt in „De vita beata“/ Über das Glück:

„Denn Weisheit ist letztlich nichts anderes als das Maß unseres Geistes, wodurch dieser im Gleichgewicht gehalten wird, damit er weder ins Übermaß ausschweife, noch in die Unzulänglichkeit falle. ... Hat der Geist ... Weisheit gefunden, hält dann den Blick fest auf sie gerichtet ... dann brauchte er weder Unmaß, noch Mangel, noch Unglück zu fürchten. Dann hat er sein Maß, nämlich die Weisheit und ist immer glücklich“ (4,35).

Unter „Maß“ ist das „Richtmaß“ zu verstehen, das bei der Bestimmung dessen hilft, „was sich als das Gute ausgibt, das Gute ist, und was es ist, daß das Motiv dafür gewährt, das Gute dem Bösen vorzuziehen“⁸⁹. Vorausgesetzt ist die Chance einer Erfahrung, aufgrund derer überhaupt die Möglichkeit einer differenzierenden Bestimmung beginnen kann. Diese Überlegung impliziert, dass menschliches Dasein bedroht ist (z.B. durch egoistische Interessen) und der Rettung bedarf (z.B. durch Mobilisierung alter Tugenden wie Liebe, Mitleid und mitmenschlicher Anerkennung oder Geduld)⁹⁰.

Donelaitis weiß, dass er die „Bereitschaft und Bindung des einzelnen in der Innerlichkeit des Herzens“⁹¹ weder befehlen noch autoritär lehren kann. Er kann nur die Hörbereitschaft wecken und Offenheit für den Einfall der Einsicht vorbereiten. Das Beschenktwerden mit dem Blick für das „Maß“ ist eine kon-

⁸⁷ Einen eschatologischen Ausblick führt auch Frühling 396f ein: „Aber was sollen wir thun? Heißt es ja doch nicht immer uns plagen; es kommen auch Tage./ Wo, nach vergangennem Leid, wir wieder von Herzen uns freuen“.

⁸⁸ In Betracht kommen die folgenden Abschnitte in den „Metai“: Sommer 97-113; 217-258; Winter 496-509; Frühling 222-226; Herbst 393; 400ff; 651-680; 808; vgl. **Dalia Dilytė**, *Kristijonas Donelaitis ir antika*, Vilnius 2012, 247.

⁸⁹ **Werner Marx**, *Gibt es auf Erden ein Maß?*, Frankfurt/ Main 1986, 9. – Vgl. die Rezension von **Hans Georg Gadamer**, in: *Gesammelte Werke*. Band 3, Tübingen 1987, 333-349.

⁹⁰ Vgl. **Marx** (wie Anm. 89), 12.

⁹¹ **Marx** (wie Anm. 89), 13

tingente Erfahrung. Darum ist die „Arbeit“ des Theologen und Dichters höchst notwendig, insofern er an das heilsame Maß erinnert und zugleich in die Anwendung desselben einführt. Es gilt, „die Wechselgestalten der Welt“ (Frühling 119) aufmerksam wahrzunehmen und die Kunst des Unterscheidens zu praktizieren⁹².

Die Suche nach dem Gewissheit verleihenden Kanon verbindet Donelaitis mit *Friedrich Hölderlin* (1770-1843). Immer wieder umkreist die Frage „Gibt es auf Erden ein Maß?“, beantwortet sie aber negativ. Kategorisch klar in „In lieblicher Bläue“: „Es gibt keines“⁹³. Wenn Kriege das Land überschwemmen, wenn „Dunkel und Blässe das Haupt der Menschen“ umhüllen und die Völker friedlos leben, folgert Hölderlin:

„Wer hub es an? Wer brachte den Fluch? Von heut
Ists nicht und nicht von gestern, und die zuerst
Das Maß verloren, unsre Väter
Wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie“⁹⁴.

Für ihn sind es allein die „Himmlichen“, die „immer gut sind“ und sich durch „Tugend und Freude“ auszeichnen. Weil aber der Mensch „ein Ebenbild der Gottheit heißet“, ist ihm Zugang zum „Maß“ gegeben, selbst wenn die irdische Sphäre von der himmlischen unterschieden ist. Niemand darf es „unbekannt“ nennen, denn das „Maß“ ist „offenbar“. „Solange die Freundlichkeit noch am Herzen, die Reine, dauert, misset nicht unglücklich der Mensch sich mit der Gottheit“⁹⁵. Es gilt aufzubrechen und sich vom „göttlichen Feuer“ (an)treiben zu lassen, „bei Tag und bei Nacht“.

„So komm! Daß wir das Offene schauen,
Daß ein Eigenes wir suchen, so weit es auch ist.
Fest bleibt eins; es sei um Mittag oder es gehe
Bis in die Mitternacht, immer bestehet ein Maß,
Allen gemein, doch jeglichem auch ist eignes beschieden,
Dahin gehet und kommt jeder, wohin er es kann“⁹⁶.

⁹² Vgl. den Verweis auf Römer 12 in Herbst 886f.

⁹³ **Friedrich Hölderlin**, Sämtliche Werke, Zweiter Band, Stuttgart 1965, 372-374; 372. Vgl. **Elena Polledri**, „immer bestehet ein Maas“. Der Begriff des Maßes in Hölderlins Werk, Würzburg 2002.

⁹⁴ **Hölderlin** (wie Anm. 94), Der Frieden, 6-8;7.

⁹⁵ **Hölderlin** (wie Anm. 94), 372; vgl. Der Rhein, 149-156; 155.

⁹⁶ **Hölderlin** (wie Anm. 94), Brot und Wein, 94-99; 95.

Angesichts der „Maß-Losigkeit“ auf Erden gilt es umso mehr, in allem Bestreben die transzendente Kraft des „Richtmaßes“ walten zu lassen. Der Dichter weiß sich berufen, dessen „Verbindlichkeit“ zu kommunizieren. Und das im Vertrauen auf die Souveränität des „Maßes“, das durch „Absolutheit, Verbindlichkeit, Selbigkeit, Offenbarkeit und Eindeutigkeit“ überzeugt⁹⁷.

5.7 Pädagogisches Ethos: Mit Bedacht und Vernunft

Einübung in die Gegenwart und Bekämpfung der desorientierenden Affekte, darauf zielt Donelaitis mit seiner Dichtung⁹⁸. Als Pfarrer ist Donelaitis zugleich Lehrer bzw. Volkserzieher⁹⁹. Daher verwundert es nicht, wenn er ein Plädoyer für die Schule und Lehrer hält (vgl. Herbst 818ff) und die Missachtung der Bildungsmöglichkeiten anprangert. Mit „rauhem Charme“ (Kelletat¹⁰⁰) verpflichtet er auf die Regeln des Zusammenlebens (vgl. Winter 182ff: Dekalog). Er ermuntert die Menschen zum Guten, klärt auf über Segen und Gefahren des Feuers (vgl. Winter 211ff), mahnt zur Geduld (vgl. Winter 193; 404ff; 622) und entfaltet die Vorzüge von Sparsamkeit und vernünftiger Wirtschaftsführung. Eine reiche Ernte gibt nicht nur Anlass zum Danken, sondern motiviert auch kluge Vorratshaltung für harte Zeiten:

„Ihr, Durchbringer, verleiht uns Gott seine herrlichen Gaben,
Und in so reicher Fülle, nur zu dem Ende, damit wir,
Leider den Schweinen gleich, sie verschlingen und sinnlos verprassen?
(Herbst 433-437; vgl. Sommer 554ff).

„Lernt, ihr Leute, denn gut für alles in Zeiten zu sorgen“
(Winter 279; vgl. Herbst 378ff; Frühling 544-552; 567-577).

„Drum sei der Anstand gewahrt, o Gesell, beim Essen und Trinken.
Sieh es zählet das Jahr viel' Tage, bevor es vorbeigeht,
Jeglicher Tag verlangt viel Bissen, eh' er gesättigt. ...
Darum schwelge nicht täglich, als ob eine festliche Hochzeit

⁹⁷ Marx (wie Anm. 89), 61.

⁹⁸ Vgl. sein Trostgedicht „Ihr Schatten schneller Zeit ...“, in: Donelaitis (wie Anm. 9), 264 und dazu Alina Kuzborska, Kristijonas Donelaitis' aufklärerisches Werk: Antikerezeption und deutsche Gelegenheitsdichtung, in: Christoph Marx/ Barbara Sapala (Hg.), Das geistige Leben in Preußen in der Zeit der Frühaufklärung, Olsztyn 2002, 95-106; 104f.

⁹⁹ Viele seiner theologischen Zeitgenossen erfüllten diese Funktion. Jakob Michael Reinhold Lenz (1751-1792) hat eine literarische Verarbeitung des Phänomens in „Der Landprediger“ (1777) vorgelegt.

¹⁰⁰ Alfred Kelletat, Erinnerung an Christian Donelaitis (1714-1780), den preußisch-litauischen Poeten, in: Annaberger Annalen, 20/2012, S. 119

Du anrichtest, oder das ein und andere Tauffest.
Schmeichle nicht jeden Tag mit Leckerbissen dem Magen,
Und verschwende nicht thöricht, was doch bei den Speisen nur Zuthat“
(*Herbst 402-404 + 409-412*).

Donelaitis vertritt ein typisch protestantisches Arbeitsethos, das die Arbeit als notwendig (vgl. *Herbst 376ff*), verpflichtend (vgl. *Sommer 224f*) und in Verantwortung auszuführen (vgl. *Frühling 405ff; 576ff*) versteht. Diese Haltung wird mit Zufriedenheit und Sinnerfüllung (vgl. *Sommer 12-23; 41f*) beschenkt. Konsequenterweise wird darum Faulheit nicht belohnt. Donelaitis argumentiert mit weisheitlicher Logik: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ (2. Thessalonischer 3,10; vgl. *Frühling 474-477*).

„Gieb, was dem Felde gebührt, soll reichliche Zinsen es tragen,
Giebst du ihm nichts, so ist es auch dir mit Nichten verpflichtet.
Disteln und Nesseln und Winden, auch Rittersporn, freilich die wachsen,
Wie uns ja allen bekannt, ohn’ unser Zuthun von selber ...
Aber ein gutes Korn kommt nicht, wenn du es nicht aussäst.“
(*Frühling 576ff; vgl. Sommer 262f; 275-277*).

Der Leser gewinnt den Eindruck, hier spreche ein echter Landmann, der mit Erfahrung, Kenntnis¹⁰¹ und Überblick sein Hauswesen leitet. Und in die konkrete Arbeit immer eine religiöse Rückbindung einschließt. Wie sehr Donelaitis im kreatürlichen Horizont denkt, zeigt der Aufruf zur pfleglichen Behandlung der Arbeitstiere:

„Du abscheulicher Mensch, was spornst du die Seiten des Tieres!
Ist’s nicht genug, dass es ganz geschunden kam aus dem Scharwerk?
Willst du mit deinen Sporen das Elend des armen noch mehren?
Langsam, langsam, du Maulaff“, was schlägst du sinnlos den Klepper?“
(*Herbst 124-127; vgl. Frühling 488-491; Winter 520-526*).

Der Angeredete solle sich nur einmal vorstellen, dass er statt des Tieres den Pflug ziehen müsse (vgl. *Frühling 506-509+515f*). In der Hierarchie der Geschöpfe haben die Menschen den Tieren gegenüber eine Fürsorgepflicht. Also: „Geben wir! Doch mit Vernunft austeilend, lasset uns geben!“ (*Herbst 905*). Diese Mutualität, verwurzelt in gemeinsamer Geschöpflichkeit, wäre auch auf dem Feld des Politischen nicht fehl am Platz. Mit der Erinnerung an den ver-

¹⁰¹ Das zeigen die konkreten Angaben zur Aussaat der unterschiedlichen Feldfrüchte (vgl. *Frühling 585ff; 654ff*) sowie die Abschnitte zum Sammeln von Pilzen (*Sommer 598ff*) und Nüssen (*Sommer 612ff*).

storbenen Amtsrat (vgl. Sommer 166ff; 183f; 241; 287ff), zeigt Donelaitis, wie Gemeinschaft von Unterschiedenen gelingen kann.

6. Epilog: Nur „müßiges Geplauder“?

Sein Werk sei „müßiges Geplauder“, meint Donelaitis am Ende des Herbstgedichts (vgl. 910). Dem selbstironischen Understatement war ein Schlusswort vorausgegangen, in dem der Dichter seine ehrliche Empathie und implizit seine Distanz von autoritärem Gehabe hervorgehoben hatte:

„So, nun hab’ ich als treuer Kumpan euch alles verkündet,
Nicht nach französischer, oder nach deutscher Art euch belobend,
Sondern nach Art der Bauern, als Freund und alter Bekannter,
ehrlieh herausgesagt, so wie sich die Worte mir fügten“

(Herbst 890-893).

Mit dieser Selbsteinschätzung entsprach Donelaitis der Aufgabe, zu der er als Theologe und Dichter berufen worden war. Gegründet in einer weisheitlich aufgeklärten Frömmigkeit, ausgestattet mit theologischem Elementarwissen, Sprachsensibilität und Erfahrungsnähe trug er die Vision einer veränderbaren, menschenwürdigen Welt unter die litauischen Bauern. Ihm ging es um eine „neue Diesseitigkeit“ (W.Martens). Oder mit seinen Worten:

„Und wie? Soll nur ein Mensch allein sein Unglueck zaehlen,
Und ohne Muth und Trost auf seinem Posten stehen?
O nein, ihm ist die Welt zum Paradies gegeben
Und nicht, wie Heraklit, nur Traenen drin zu seh’n“¹⁰².

Abbildungen

S. 4: Nach: ><http://www.mab.lt/Donelaitis><; (11.02.2013).

Das Original befindet sich im Preußischen Staatsarchiv (GStA PK, XX.HA EM Abt., 55d, no. 915).

S. 12: Aus: Anne-Charlott Trepp, Von der Glückseligkeit alles zu wissen. Die Erforschung der Natur als religiöse Praxis in der Frühen Neuzeit, Frankfurt/New York 2009, 346.

S. 18: Nach: ><http://www.europeana.eu/portal/record/03486/04C96A108AFD3E0474><; 09.04.2013.

¹⁰² Donelaitis (wie Anm. 9), 264.